



2 *Queer Theory* und ihre Anforderungen an Psychologie

Nikki Sullivan (2003) will in ihrer *critical introduction to queer theory* nicht beschreiben, was Queertheorien *sind*, sondern was sie *tun*. Dies drückt eine wichtige queertheoretische Haltung gegenüber Phänomenen unserer Welt aus, nämlich diese nicht zu essentialisieren, sondern ihr Gewordensein nach Handlungen (zum Beispiel nach Bezeichnung) hervorzuheben. In meiner Vorstellung der *Queer Theory* fokussiere ich auf deren wiederkehrende Themen und Analysestellen, um aus diesen Anforderungen an eine queer(end)e Wissenschaft abzuleiten.

Die Analysestellen und Kritiken sind mitunter in queertheoretischen Analysen schon als relativ deutliche Desiderate an politische Handlungen aber auch an Wissenschaft formuliert, eben weil sie als Kritiken geäußert wurden. Doch an manchen Stellen sind Desiderate nur indirekt abzuleiten bzw. stellt meine Ableitung nur ein mögliches Desiderat aus verschiedenen möglichen dar. An andere Disziplinen als die der experimentellen Psychologie wären die Anforderungen im Konkreten mitunter anders zu formulieren, auch wenn sie inhaltlich derselben Argumentation folgen würden. Auch wenn meine abgeleiteten Anforderungen mitunter eher allgemein klingen, so zielen sie im Wesentlichen auf die Experimentalpsychologie. Umgekehrt rufen andere Einsatzfelder möglicherweise nach Anforderungen, die ich aufgrund meines Fokus‘ auf die Experimentalpsychologie nicht nenne.

2.1 Entwicklung der *Queer Theory*

Um die aktuellen Perspektiven von Queertheorien zu verstehen, erachte ich hier als hilfreich, sich ein Bild von Entwicklungen zu machen, die dieser Bezeichnung als vorausgehend beschrieben werden können. Zwar kann in post-strukturalistischer Logik keine Erzählweise als richtige Wiedergabe der Genea-

logie der *Queer Theory* entwickelt werden, aber die sozial gewachsenen und geteilten Narrationen über Ereignisse erachte ich als passend, um ein Verständnis der Denkfigur *queer* zu entwickeln, das in aktuellen europäisch und US-amerikanisch beeinflussten Kontexten häufig geteilt wird. Gerade bei einem derart kontextgeprägten Phänomen wie der *Queer Theory* ist nicht selbstverständlich, sondern äußert bedenkenswert, welches kausale Modell aufgestellt wird, um zu erklären, welche Menschen aufgrund von welchen gesellschaftlichen, politischen, sozialen Konfigurationen welche Einstellungen erlangten, welche Handlungen vollzogen, womit die wiederum welche Folgen auslösten, etc. Ich will aus jenen feministischen Analysen der Geschichtsschreibung Konsequenzen ziehen, welche herausarbeiten, wie Geschichtsschreibung über lange Zeit androzentrisch verzerrt *Entwicklungen* beschrieb und diese dennoch als neutral deklarierte (vgl. Griesebner, 2005; Hark, 2005). Entsprechend soll eine Darstellung von Queergenealogien in keinem Fall nahe legen, dass sie eine objektive Erzählung historischer Fakten und Abfolgen seien. Vielmehr wird angenommen, dass das Bedenken von möglichen Entwicklungsstationen in dieser Arbeit helfen kann, die Denkrichtung *queer* zu verstehen. Daher werden einige Erzählweisen (des deutschen und englischen Sprachraums) über Entwicklungen der *Queer Theory* vorgestellt. Hierbei ist stets zu bedenken, dass jede Grenzziehung – zum Beispiel jene zwischen nicht-akademisch und akademisch oder zwischen homo- und heterosexuell – nur unter speziellen Voraussetzungen funktioniert und ebenfalls nicht selbstverständlich ist. Auf ähnliche Weise sollte nicht selbstverständlich sein, welche Queerliteratur überhaupt rezipiert wird. Die vorliegende Arbeit fokussiert aufgrund meiner Sprachkompetenzen auf englisch- und deutsch-sprachige Literatur und hat zwangsläufig ein eingeschränktes Sichtfeld⁴. *Queer* wird also auch hier als offenes Projekt (vgl. Perko, 2005) begriffen

⁴ Ein weiteres Gebot ist die nötige Vorsicht gegenüber der Art von Formulierungen. Beispielsweise wird in Formulierungen wie „queere Forderungen lehnten sich an poststrukturalistische Kritik an“ eine Erzählweise eingeschlagen, die womöglich besser heißen sollte: „Manche Menschen nahmen eine Kritik auf, die andere aus bestimmten Gründen ‚poststrukturalistisch‘ nennen, und erzielten Wirkungen durch bestimmte Handlungen (z. B. Performances) oder Texte, die später von manchen als ‚queer‘ bezeichnet werden“. Selbstverständlich sind solche Formulierungen wie letztere ungleich umständlicher, jedoch verdeutlichen sie die Subjektivität jeder Feststellung viel besser als erste Formulierung. Um jeweils beide Vor- und Nachteile anzunehmen, wird hier versucht, beide Formulierungsarten zu verwenden.

und dennoch als eines, für das bestimmte Themen als zentrale Analysestellen festgehalten werden können. Eine Verschiebung der klassischen Erzählweise der Queergenealogien wird am Ende von 1.1 vorgestellt.

2.1.1 Ausgangspunkte

Meist werden in Publikationen, die die Entstehung von *Queer Theory* oder eines queeren Verständnisses beschreiben (z. B. Ebeling, 2006; Hark, 2004; Jagose, 1996; Perko, 2005; Sullivan, 2003; Turner, 2000), mehrere wichtige Stationen und Einflussgrößen genannt, über die sich die Autor_inn_en weitestgehend einig sind. Dabei ist insbesondere bei späteren Publikationen zu bedenken, dass sich über die Zeit eine gewisse Erzählweise etablierte und Autor_inn_en voneinander eine Entstehungsgeschichte übernehmen, was natürlich auch meist (aber womöglich nicht immer) an der expliziten Referenz aufeinander erkennbar ist. Einstimmig wird beispielsweise als die Person, welche den Begriff *queer* in einen theoretischen, akademischen Text-Diskurs brachte, Teresa de Lauretis genannt, die im Nachgang der 1990 stattfindenden und so betitelten Konferenz an der University of California, Santa Cruz, dann 1991 ihren Text in *Differences: A Journal of Feminist Cultural Studies* (Jg. 3/2, Heft 2) mit dem Titel überschrieb: „Queer Theory. Lesbian and Gay Sexualities: An Introduction“. Hierbei haben sicherlich die wenigsten der Autor_inn_en, die jenes vermeintliche Faktum nennen, selbst viele Texte überprüft und eigens festgestellt, dass diese Stelle die erste ist, an der das damalige Schimpfwort *queer* in einem akademischen Kontext als positive Selbstbezeichnung behandelt wird. Viele Theoretiker_innen bejahen allerdings, welche Tür dadurch offenbar geöffnet wurde: Seit diesem Zeitpunkt trauen sich viele Akademiker_innen, den Begriff *queer* – der im Englischen eine Konnotation hat wie im Deutschen vielleicht die Begriffe „pervers“ oder „abartig“ – zusammen mit dem heiligen Wort „Theorie“ zu verwenden (man stelle sich „Perversenforschung“ oder „Abartigentheorie“ als Fach an deutschen Universitäten vor). Halperin (2003) behauptet, de Lauretis habe die Bezeichnung vorher im positiven Sinne von Aktivist_inn_en, Straßenkindern, Künstler_inne_n gehört. Vor einem Urteil über

diese Erzählweisen werden zunächst einige jener – von Theoretiker_inne_n wiederholt genannten – Ausgangspunkte für die Entwicklung von Queertheorien beschrieben.

Homophobes gesellschaftliches Klima

Sowohl Hark (2004) als auch Perko (2005) und Ebeling (2006) beschreiben das gesellschaftliche Klima in den USA in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren als repressiv gegenüber LGBT-Menschen. Sie wurden verfolgt, oft verhaftet und zwangsgeoutet, AIDS-Kampagnen wurden oft homophob geführt und vieles mehr. Annamarie Jagose (1996), Turner (2000) und Sullivan (2003) schreiben etwas ausführlicher auch über die vorherige Erfindung der Bezeichnungen *homosexuell* – und bald darauf *heterosexuell* – und über die verschiedenen Ansätze, Homosexualität entweder als Sünde, als kriminelles Verhalten, Krankheit oder Abweichung vom Natürlichen zu klassifizieren. Diese Aufarbeitungen sollen hier nicht weiter ausgeführt werden. Interessierte Leser_innen seien auf Sullivan (2003) und Turner (2000) verwiesen. Eine gute Beschreibung von lebensnahen Umständen, unter denen Lesben und Schwule zwischen den 1950er und 1970er Jahren lebten, findet sich auch bei Carter (2004). Rubin (1993) schrieb 1984 eine ausführliche Aufarbeitung der feindlichen und ablehnenden gesellschaftlichen Stimmung in den USA in dieser Zeit gegenüber nahezu allen Sexualitäten, die als nicht reproduktiv begriffen wurden.

Erstarken der Frauen- und Homobewegungen

Jedoch war dies auch eine Zeit von erstarkenden Bewegungen. Sowohl die feministische Frauenbewegung wie auch die *Gay Liberation* (Homo-Befreiungsbewegung) wuchsen zu Massenbewegungen und erzielten zahlreiche politische Erfolge. Die maßgebliche Strategie war das Entwickeln einer positiven, selbstwertstarken Identität. Frauen erklärten spezifische Unterdrückungsmuster, die vorher als privat galten, zu politischen Fragen und setzten Themen, in denen sie gegenüber Männern benachteiligt waren, auf ihre Agenda der

Emanzipation. Sie entwickelten ein breites Zusammengehörigkeitsgefühl und damit die Chance, in der Gruppe *der Frauen* für Schutz vor Gewalt, für körperliche Unversehrtheit zu kämpfen und dafür, gleiche Rechte wie Männer zu erhalten. Mit der selbstbewussten Selbstbezeichnung als Lesbe oder Schwuler bahnten diese sich einen Weg aus der Scham, *nicht normal zu sein*. Als Strategie gegenüber den alten Klassifizierungen als krank, sündhaft oder kriminell, bauten sich Homosexuelle im Sinne von *gay pride* ein positives Selbstwertgefühl auf. *Lesbe* und *Schwuler* wurden für viele zu positiven Identitäten.

Kritik innerhalb dieser Bewegungen

Andererseits war es für viele unverständlich, warum bestimmte Aspekte der individuellen Identität, wie *weiblich sein* oder die sexuelle Präferenz so viel wichtiger als andere Aspekte sein sollten. Beispielsweise waren Schwarze⁵ Frauen misstrauisch gegenüber dem feministischen Fokus auf Geschlecht, weil sie viele Unterdrückungsformen eher mit Schwarzen Männern teilten als mit weißen Frauen, obwohl sie natürlich zusätzlich im patriarchalen System die sexistischen Benachteiligungen gegenüber Schwarzen wie weißen Männern zu spüren bekamen (Sullivan, 2003). Viele fühlten sich entweder vom Vorgehen der neuen Massenbewegungen nicht repräsentiert oder bezweifelten gänzlich den Sinn einer identitären Festschreibung auf diese Weise. Sie begriffen die Kategorie *homosexuell* als künstlich und wollten dessen Ausformung nicht unterstützen. Zum Beispiel greift Sedgwick (1990) die Feststellung von Foucault auf, dass *der/die Homosexuelle* zu einer Identität wurde, beispielsweise *der/die Masturbierende* allerdings nicht, und nennt es sehr erstaunlich, dass zwischen sehr vielen Möglichkeiten, Menschen anhand ihrer genitalen Aktivität voneinander zu unterscheiden, gerade das Geschlecht des begehrten Menschen der definierende Faktor wurde. Außerdem fühlten sich Chicanas_Chicanos, Schwarze und

⁵ Ich schreibe dies in meiner Arbeit groß, um dem Vorschlag von u. a. Anne Chebu (2014) zu folgen: „Da ‚Schwarz‘ keine Farbe ist, sondern eine politische Bezeichnung, ein selbst gewählter Eigenname, wird es groß geschrieben. Dies soll deutlich machen, dass Schwarz sein eben keine Eigenschaft ist. Wenn du Schwarz groß schreibst, zeigst du, dass Schwarz sein mehr ist als die Hautfarbe“ (S. 35).

Coloured Frauen und Männer ethnisiert und marginalisiert, weil ihren besonderen Mehrfachdiskriminierungen nicht Rechnung getragen wurde. Eine empfehlenswerte Ausführung dieses Argumentes findet sich beispielsweise bei Anzaldúa (1998). Viele, die nicht nach den sexuellen Normen der neuen Bewegungen lebten, wurden ausgeschlossen. So wurden lesbische politische Anliegen in feministischen Gruppen oft ungern verfolgt; Bisexuelle, SM-Praktizierende, Butch-Femme-Lebende, Tunten, etc. fühlten sich von der Homo-Bewegung ausgegrenzt, die schnell entweder eine Anpassung an Heterosexualität oder auch eine Überbeanspruchung von Toleranz diagnostizierte. Erst recht schienen Menschen, die, wie Trans-Menschen und Intersexuelle, nicht in ein binäres Geschlechtersystem passen, keine Zugehörigkeit zu finden.

Umdenken in der politischen und aktivistischen Strategie

All jene, die sich in den wachsenden Massenbewegungen nicht repräsentiert fühlten, übten scharfe Kritik an den Identitätsmodellen der Frauen- und der Homosexuellenbewegung. Sie folgten als Strategie aus der Unterdrückung nicht der Entwicklung einer positiven *gay-identity*, sondern weigerten sich, auf Kategorien zu referieren, die aus einer weißen, heterosexuellen Kultur stammten. Sie wollten sich nicht als Mann, der Männer begehrt und deshalb ein Schwuler ist, oder als Frau, die Frauen begehrt und deshalb eine Lesbe ist, begreifen, weil unter Worten wie *Mann*, *Frau* und *begehren* doch wieder nur bestimmte, sehr festgelegte Inhalte verstanden werden. Es wurde als passender erachtet, die Settings zu untersuchen, die dazu führten, dass bestimmte Handlungen oder Individuen ausgegrenzt wurden, und gemeinsam jene Machtrelationen zu verändern statt als *die Einen* gegen *die Anderen* zu kämpfen. Als Konsequenz übten sie sich in einer Abkehr von geschlechtlichen und sexuellen Identitäten. *Queer* wurde als positive Aneignung der ursprünglich als Beschimpfung verwendeten Bezeichnung zum Sammelbecken all jener, die nicht in das Raster derjenigen passten, die sich als *wir Frauen* und *wir Homosexuelle* verstanden und die als politische Strategie nicht die Anerkennung als *genau so normal wie Heterosexuelle* verfolgten, sondern eine Auflösung der heterosexuellen Normen über Geschlecht und Sexualität anstrebten.

Die Einsicht, dass dies – neben den ideellen Gründen – auch eine ganz praktisch sinnvolle Strategie sein kann, gewannen einige bei der Beobachtung von Aufklärungskampagnen über Infektionsgefahr mit dem HI-Virus. Die zunächst praktizierte Politik der USA war eine identitätsgebundene und häufig äußerst homophobe. AIDS wurde als die Schwulenseuche bezeichnet und HIV-Infektion wurde als Problem der Schwulen wahrgenommen. Dies war einerseits eine völlig unzutreffende Verallgemeinerung, weil selbstverständlich nicht alle Schwulen eine höhere Infektionsgefahr aufwiesen als beispielweise heterosexuelle Männer. Vielmehr gingen auch viele heterosexuelle Männer durch ihr Verhalten eine hohe Infektionsgefahr ein. Folglich ist diese Gleichsetzung von *schwul* und *HIV-gefährdet* – neben der abzulehnenden Wertung durch diese – auch praktisch schlichtweg falsch. Die geforderte alternative Aufklärungsstrategie lautete, nicht über Risikogruppen zu sprechen, sondern über riskantes *Verhalten* (unabhängig von einer identitären Empfindung). Ähnlich gehen auch heutige Gesundheitsorganisationen vor, wenn sie nicht von Schwulen sprechen, sondern von „Männern, die Sex mit Männern haben“ (MSM, “Men who have sex with men”). Ihre Erfahrung zeigt, dass sie dann auch Klientel erreichen, das sich selbst nicht als schwul definiert, aber Sex mit Männern hat und dann eine Aufklärung über bestimmte Gefahren bei bestimmten Praktiken durchaus annehmen kann. Ein solches Fokussieren auf das für eine bestimmte Frage eigentlich Relevante übten Menschen im Sammelbecken von *queer*. Sie sahen wenig Sinn im Verallgemeinern durch große Konzepte, sondern versuchten, diese zu unterwandern.

2.1.2 Kritik an der Festlegung der Ausgangspunkte

Gerade bei der Erzählung einer Entstehungsgeschichte ist zentral, in welcher Weise auf welche Vorläufer_innen Bezug genommen wird. Wenn mehrere Ausgangsfaktoren einer bestimmten Entwicklung nachgezeichnet werden und konstatiert wird, dass nicht völlig klar zu sagen ist, welche Entwicklung in welcher Weise auf welche Umstände wirkte usw., so geschehen mit der Nachzeichnung doch bestimmte Auslassungen und Verstärkungen.

In der eben berichteten, relativ verbreiteten Erzählweise wird häufig *der Feminismus* als begeisterter Anwender von Identitätspolitikern gezeichnet. Dadurch geschehen zwei Dinge. Erstens wird Feminismus auf eine Denkrichtung verkürzt und nur die – durchaus vertretenen aber nicht alleinstehenden – essentialisierenden Ansätze besprochen. Zweitens wird die geäußerte Kritik an Identitätspolitikern als eine von Außen kommende Kritik am Feminismus dargestellt und der Feminismus damit als rückständig gegenüber der modernen *Queer Theory* gezeichnet. Beispielsweise führt Schlichter (2005) diesen Vorwurf der Provinzialisierung aus, indem sie argumentiert, dass der innerhalb der Queertheorien namhafte David Halperin in seinem Text von 1995 (Saint Foucault: Toward a Gay Hagiography) „eine problematische Territorialisierung kritischen Wissens [betreibt], wenn er die Theoretisierung – und damit die Denaturalisierung – von Heterosexualität ausschließlich als Errungenschaft der Gay und Lesbian bzw. Queer Studies in der Folge von Foucault beschreibt“ (Schlichter, 2005, S. 133). Schlichter kreidet ihm die Nichtbeachtung solcher Texte an, wie Kate Millets *Sexual Politics* (1970), Gayle Rubins *The Traffic in Women* (1975), oder Adrienne Richs *Compulsory Heterosexuality* (1980), die schon die Institutionalisierung von Heterosexualität feministisch kritisieren (S. 134)⁶. Halperin selbst schreibt in 2003, dass die Hegemonie der *Queer Theory* den nicht wünschenswerten und fehlleitenden Effekt mit sich bringen würde, alle Arbeiten der *lesbian and gay studies* als unter-theoretisiert darzustellen, und dass diese nur verengende Identitätspolitikern verfolgen würden (Halperin, 2003, S. 341). Diese Stelle nutzt er allerdings nicht, um auch den Feminismus als unangemessen vernachlässigt zu bezeichnen und ihm damit Anerkennung zu zollen. Schlichters Kritik der Feminismus-Provinzialisierung ist also auch indirekt – indirekt deshalb, weil er nicht explizit den Feminismus nennt – auf Halperins Text von 2003 anzuwenden.

⁶ Sicher ist hier auch Monique Wittig zu erwähnen, die beispielsweise schrieb: "by its very existence, lesbian society destroys the artificial (social) fact constituting women as a 'natural group'. A lesbian society pragmatically reveals that the division from men of which women have been the object is a political one and shows that we have been ideologically rebuilt into a 'natural group.'" (Wittig, 1981/1992, S. 9).

Auch Antke Engel (2005) betreibt eine gewisse Feminismus-Provinzialisierung, wenn sie betont, dass erst Butlers These, dass auch das biologische Geschlecht (*sex*) sozial konstruiert ist, Theoretiker_innen grundlegend erschütterte. Dadurch sei Butler eine Begründerin des Konzeptes *queer*, nachdem zuvor feministische und lesbisch-schwule Theorie das soziale Geschlecht (*gender*) und Sexualität als historische, gesellschaftliche und politische Kategorie sichtbar gemacht hätten. Engel (2005) konstatiert, dass die Natürlichkeit der binären Geschlechterdifferenz bis dahin weitgehend unhinterfragt blieb, womit sie *queer* eine neue Qualität in der Kritik zuschreibt und damit gleichzeitig feministische Kritik als flacher darstellt. Dem entgegen verortet Butler selbst die Debatten über Essentialismus – und damit alle vertretenen Positionen von jenen, die eine weibliche Essenz postulieren, bis zu jenen, die keine solche annehmen (“which do not assume in advance what the content of ‚women‘ will be”, Butler, 1990/2006, S. 19) – *innerhalb* des Feminismus’: “The contemporary feminist debates over essentialism raise the question of the universality of female identity and masculinist oppression in other ways.” (S. 19). Damit könnte man, entgegen Engel, festhalten, dass die Abwägungen über ein gegebenes biologisches Geschlecht auch schon vor Butler im Feminismus stattfanden, z. B. von Monique Wittig, wenn sie 1976 schreibt: “The category of sex does not exist a priori, before all society.” (1976/1992, S. 5); und 1980: “The concept of difference [between ‚man‘ and ‚woman‘] has nothing ontological about it. It is only the way that the masters interpret a historical situation of domination.” (1980/1992, S. 19).

Es soll hier jedoch kein Urteil über einzelne Erzählweisen getroffen werden, sondern insgesamt auf das Problem der Positionierung durch die Anwendung bestimmter Formulierungen aufmerksam gemacht werden. Ein weiteres Beispiel sei noch genannt: Judith Butler selbst schrieb 1999 ein weiteres Vorwort zu ihrem 1990 erschienenen *Gender Trouble*, in dem sie gleich zu Beginn betont, dass sie hofft, dass *Gender Trouble* als *Selbstkritik* aus einer feministischen Perspektive verstanden wird und nicht als Kritik von Außen am Feminismus (vgl. Butler, 1990/2006). Sabine Hark (2005) sieht in der Entscheidung des deutschen Verlages, in der deutschen Übersetzung von *Gender Trouble* den Untertitel “feminism and the subversion of identity” wegzulassen, eine Anti-

zipation der anfänglich distanzierten deutschen Reaktion. Es wäre jedoch auch möglich, dass diese Formulierung eine Mitwirkung an der distanzierten Reaktion hatte. Sicher stützten sich die Kritiker_innen von Butler viel mehr auf Butlers Argumente als auf die Formulierung des Titels. Nichtsdestotrotz setzt ein Titel einen bestimmten Bezugsrahmen und es mag Einfluss gehabt haben, dass im Deutschen der eindeutige Bezug, sich innerhalb einer feministischen Debatte zu bewegen, von der zweiten Zeile des Textes an fehlte. Wiederum schreibt Butler im Vorwort zu *Körper von Gewicht* (1993/1997), dass *Gender Trouble* im deutschsprachigen Publikum deutlich anders aufgenommen wurde als anderswo und dass sie darauf auch reagiere. Somit hat sie sicherlich einige Argumentationen darauf abgestimmt.

An dieser Stelle soll daraus (erneut) die (nicht neue, sondern schon alte feministische) Einsicht gezogen werden, dass jede Verortung von *Queer*, Feminismus oder bestimmten Argumenten subjektiv ist. Dass sie einerseits – wie hier gehofft und deshalb angewendet – helfen kann, mit einer Idee über Entstehungsfaktoren Argumente zu begreifen; dass sie andererseits eine Festlegung vornimmt, die es zumindest zu bedenken gilt.

Peter Hegarty (2011, S. 45) nennt (eher beiläufig denn als Definition der Entstehung von *Queer Theory*), dass Anfang der 1990er Jahre in schon vorher verfassten Texten etwas wiedererkannt wurde, das queere Kritiken aufnahmen: Nämlich, dass Sexualität und sexuelle Identitäten historische und soziale Rollen sind und nichts Natürliches. Damit stellt er queere Kritik nicht als Neuerfindung dar, sondern beschreibt vielmehr einen fließenden Übergang, der retrospektiv irgendwann als neue Qualität empfunden und von manchen lieber *queer* statt feministisch genannt wurde. Das gleiche Phänomen beschreibt Halperin (2003, S. 341): “Queer theory, therefore, had to be invented after the fact, to supply the demand it had evoked.” Er beschreibt, dass jene Texte, die rückblickend oft als die Gründungstexte der *Queer Theory* angesehen werden – nämlich Sedgwick's *Epistemology of the Closet* und Butlers *Gender Trouble* –, geschrieben wurden, deutlich bevor jemand von *queer* hörte, also nicht, um einen queeren Text zu schreiben.

Mir scheint eine Erzählweise über die Queerentstehung am sinnvollsten, die sensibel bleibt für die Konsequenzen, die jede Verortung mit sich bringt.⁷ Sie hat einerseits den Sinn, durch die Nennung, und damit Festlegung, von bestimmten Einflussfaktoren Verständnisweisen von bestimmten Argumentationen zu evozieren und andererseits bleibt sie kritisierbar für die selbstproduzierten Auslassungen und Wiederholungen.

Unter Berücksichtigung der enthaltenen Auslassungen möchte ich folgende Erzählweise vorschlagen: *Queer*, wie es als Idee auf der Straße, in Bars und Klubs und als gelebtes Leben von individuellen Menschen entstand, hatte (und hat) sicher viel mit der Abgrenzung zu Identitätspolitik und dem Ausbrechen aus einer binären Geschlechternorm sowie den sonst schnell pathologisierenden Sexualitätsnormen zu tun. Die akademische *Queer Theory* wuchs innerhalb⁸ feministischer Theorie in Verbindung mit poststrukturalistischen Analysen, zum Großteil als Aufarbeitung von praktischen, politischen und aktivistischen Fragen. Konkrete zentrale Themen werden nun im folgenden Abschnitt 2.2 ausführlich dargestellt.

2.2 Analysethemen der *Queer Theory*

In den folgenden beiden Abschnitten sollen die Anforderungen, die queere Kritiken an psychologische Forschung stellen, herausgearbeitet werden. Dabei werden zunächst zentrale Analysestellen der *Queer Theory* beschrieben, wobei die Zentralität, wie andere Eigenschaften auch, nur durch die Wiederholung hergestellt wird, eben Manches immer wieder als zentral zu bezeichnen. Ich beteilige mich an der Wiederholung, wissend, dass dies eine künstliche Stabilisierung ist, weil ich die *Queer Theory* mit diesen folgenden Analysestellen für

⁷ Mit Anna Sieben zusammen (Sieben & Scholz, 2012) entschied ich mich explizit für den Ausdruck „queer-feministisch“, um die Kontinuitäten zum Feminismus genauso aufzuzeigen wie die Diskontinuität zu vielen feministischen Ansätzen (z. B. zu den essentialisierenden).

⁸ (– und man bedenke den Effekt, den es hat, an solchen Stellen entweder „innerhalb“ oder „aus ihr heraus“ zu verwenden –)

eine hervorragende Pointierung halte. Ich sage *Pointierung*, weil nicht jede These der *Queer Theory* ein neues Argument darstellt und versierte Philosophie-Historiker_innen sicher mehrere verschiedene philosophische Schulen wiederentdecken. Ebenso sind zahlreiche feministische Argumente zu finden und um die Kontinuität zum Feminismus aufrecht zu erhalten, ist es wichtig zu betonen, dass die *Queer Theory* bestimmte Argumente zuspitzt, die in feministischen Debatten schon vorher diskutiert wurden, sich nur der Feminismus eher durch Diversität der Ansätze statt durch Fokussierung auf eine bestimmte Herangehensweise auszeichnet.

Wichtig – um in der queertheoretischen Denkfigur zu bleiben – ist hier die Erinnerung, dass die Rationale nicht ist, dass Psychologie bisher die folgenden Analysestellen vergessen hätte und durch die Aufnahme jener eine – in einem objektiven Sinne – bessere Psychologie darstellen würde. Dies widerspräche grundlegend einer queertheoretischen Auffassung von Güte. Vielmehr verändert die *Queer Theory* die Auffassung darüber, was Psychologie überhaupt leisten kann und sollte, und damit auch ihre Forschungslogik und ihr Vorgehen. Wenn allerdings an die bisher betriebene Mainstream-Psychologie nicht der Vorwurf der Auslassung von wichtigen Themen gemacht werden kann, lässt sich die Frage stellen, unter welcher Rationale die Psychologie dann überhaupt einer Veränderung bedarf bzw. was der Gewinn einer Veränderung wäre. Anders gefragt wäre dies: Wenn das Queeren der Psychologie sie nicht näher an ein *objektiv richtig* führt (u. a. weil die *Queer Theory* gar nicht in der Unterscheidung von *objektiv richtig* und *falsch* arbeitet), warum sollte überhaupt jemand queertheoretische Anforderungen umzusetzen versuchen? Die queertheoretische Antwort lautet: Weil dies weniger Ausschlüsse von Menschen und weniger Unterdrückung nach sich ziehen würde – was wünschenswert ist.

Die *Queer Theory* beinhaltet Werte und expliziert diese. Sie entwickelte sich parallel zu politischem Aktivismus (*queer activism*) und vertritt auch mit Einzug in die Universität keine Wissenschaftsauffassung von neutraler, objektiver Erkenntnis, sondern eine von Kontextgebundenheit und Standpunktabhängigkeit jeder Erkenntnis. Wissen ist in diesem Verständnis kein Wissen über ontologisches So-Sein der Welt, sondern ein Resultat der Anwendung von pro-

duktiven, diskursiven Regeln (vgl. u. a. Turner, 2000). Durch die Betrachtung als Ergebnis eines Diskurses gehört es für die *Queer Theory* zur Wissensproduktion dazu, die angenommenen Werte zu nennen, da diese aktiv verfolgt werden und nicht Neutralität angestrebt wird. Diese Auffassung wird in den folgenden Abschnitten 2.2 und 2.3 noch näher ausgeführt. Bereits an dieser Stelle sollen diese grundlegenden Werte der *Queer Theory* jedoch expliziert werden, damit deutlich wird, unter welchen Zielen die folgenden Analysestellen bearbeitet werden.

Als einer der tragenden Ausgangspunkte der *Queer Theory* wird immer wieder die Kritik an festschreibenden Identitätskategorien beschrieben (s. o.), weil sich z. B. *Queers of Color* nicht auf eine Homosexualität festschreiben lassen wollten, die (zumindest implizit) als weiß konzeptioniert wurde. Dieses Wehren gegen Identitätskategorien („weil [sie] nur jene zuließ[en], die dem entsprechenden 'Wir' angehörten“ (Perko, 2005, S.121)) beinhaltet den Wert der Chancengleichheit aller Menschen unabhängig von angenommenen Charakteristiken. Alle Menschen sollten etwas für sie Erstrebenswertes in gleichem Maße erhalten und behalten können, sofern die Grenzen von anderen Menschen nicht überschritten werden. Niemand soll von Erreichens- und Entwicklungsmöglichkeiten ausgeschlossen werden. Ich behaupte, dass implizit auch die Werte Freiheit, körperliche sowie seelische Unversehrtheit und Selbstbestimmung dazu gehören, obwohl diese Werte nur indirekt aus Texten der *Queer Theory* gelesen werden können. Sie leiten sich beispielweise aus expliziter Kritik am Kolonialismus und an kolonialistischem Verhalten in eigentlich postkolonialen Zeiten ab, wie sie u. a. in Gloria Anzaldúas *Borderlands* (2007) zu finden ist.

Es ist zu bedenken, dass Queeraktivismus nicht als philosophische Übung begonnen hat, darüber zu reflektieren, welche Werte für eine neue politische Strategie am Besten in den Mittelpunkt zu rücken wären. Vielmehr wurde konkret an den Schnittstellen von Geschlecht, Sexualität und Ethnizität begonnen, gegen Unterdrückung anzugehen, die u. a. auch aus der kategorialen Festschreibung resultierte. Dies geschah allerdings mit der neuen Strategie der subversiven Unterwanderung statt affirmativer Identitätspolitik (vgl. oben 1.1.1). Von Beginn an wurde also Unterdrückung von geschlechtlich und sexuell Normabweichenden bekämpft und die gleichzeitige Ethnisierung untersucht.

Dann wurden in folgenden Reflexionen auch weitere soziale Kategorien erkannt, die ähnlichen Produktionsmechanismen unterliegen und aus queertheoretischer Sicht der gleichen Dekonstruktion bedürfen. So ist die Konstruktion von Homosexualität an bestimmte ethnische, Alterskonstruktionen oder Vorstellungen über Habitus gebunden. Daher ist es ein zentrales Anliegen vom Queeraktivismus wie von der *Queer Theory*, Unterdrückungen abzubauen, die an mehrere sozial relevante und gesellschaftsstrukturierende Kategorien (*beginnend* bei Geschlecht, Sexualität, Ethnizität, Schicht/Klasse, Gesundheit, Alter) gebunden sind.

Diese Werte stehen auch hinter der Auswahl der folgenden typischen queertheoretischen Analysestellen, welche in die Anforderungen an Psychologie münden. Um eine bessere Verständlichkeit zu erzielen, werden hier zunächst zentrale Analysethemen der *Queer Theory* vorgestellt und erst in einem Folgeschritt die Bedeutung der dahinter stehenden Argumente für psychologische Forschung beschrieben. Erst in Abschnitt 2.3. werden diese queertheoretischen Problemstellen in konkrete Anforderungen an eine empirische Forschung übersetzt.

2.2.1 Heteronormativitätsanalyse

Als eines der Schlagworte der *Queer Theory* etablierte sich *Heteronormativität*. Judith Butler legte in *Gender Trouble* eine ausführliche Analyse unserer gesellschaftlichen Normen über Geschlecht und Sexualität vor und beschrieb diese als *heterosexuelle Matrix*, was ich weiter unten näher ausführe. Michael Warner verwendete im Vorwort zu dem von ihm herausgegebenen *Fear of a Queer Planet* (1991) erstmals den Begriff Heteronormativität, um das zu beschreiben, wogegen die Autor_inn_en in seinem Buch argumentieren, wenn sie davon ausgehen, dass „die fragliche theoretische Sprache sexuelle Identitäten nur in einer Weise benennen kann, mit der auch wieder die Ideologie einer heterosexuellen Gesellschaft hergestellt wird“ (Warner, 1991, S. xvi, eigene Übersetzung). Als Beispiel zu dessen Erläuterung vergegenwärtige man sich, dass die Bezeichnung *homosexuell* nur verstehbar und sprachlich sinnvoll ist, wenn (min-

destens) zwei Geschlechter angenommen werden. Weiterhin muss angenommen werden, dass sich ein Individuum einer Geschlechtskategorie dann entweder zu Personen der eigenen Geschlechtskategorie sexuell hingezogen fühlt (= homosexuell) oder zu Personen der anderen Geschlechtsidentität. In zahlreichen gesellschaftlichen Praktiken wird noch eine weitere verbreitete Annahme klar. Beispielsweise durch die Wahrnehmung eines Phänomens namens Transsexualität als Krankheit oder zumindest als unnormale Variante wird die implizite Annahme offenbart, dass biologische Männer eine männliche Geschlechtsidentität und biologische Frauen eine weibliche Geschlechtsidentität aufweisen müssen, um als gesund und normal zu gelten. Damit sind auch schon die zentralen Normen der Heteronormativität genannt:

1. Es gibt eine biologische Geschlechtskategorie (engl. *sex*), die sich in zwei Gruppen aufteilt, Männer und Frauen; eine dritte, als Ausnahme deklarierte Gruppe der Intersexuellen wird als unnormale oder pathologisch verstanden.⁹
2. Normalerweise entwickeln biologisch männliche Individuen eine männliche Geschlechtsidentität (engl. *gender*) und biologisch weibliche Individuen eine weibliche Geschlechtsidentität; alles andere gilt als pathologisch.¹⁰
3. Normalerweise richtet sich das sexuelle Begehren (engl. *desire*) eines männlichen Mannes auf eine weibliche Frau und umgekehrt.

Diese angenommenen Grundsätze über *sex*, *gender* & *desire* stellen die von Warner genannte Ideologie einer heterosexuellen Gesellschaft dar. Nun wurden aber auch die davon abweichenden Geschlechts- und Sexualitätsidentitäten mit Begriffen derselben Ideologie bezeichnet. Somit verlassen die Bezeichnungen "Transsexuelle_r" oder "Homosexuelle_r" nicht das binäre Geschlechterschema, sondern erhalten eine heteronormative Weltansicht. Denn mit

⁹ Beispielsweise erhalten Intersexuelle in den meisten Ländern keinen rechtlichen Personenstand und ihre körperlichen Eigenschaften werden als krankhafte Syndrome verstanden und häufig sogar schon Kinder (meist mit erheblichen Folgeschäden) chirurgisch angepasst, damit sie in das Binärsystem passen (vgl. Kessler, 1990; Richter-Appelt & Schweizer, 2012).

¹⁰ Zunächst wird hier vereinfachend nur von Geschlechtsidentität gesprochen, später folgt die Differenzierung von dieser, Geschlechtsrolle und Geschlechtsausdruck.

der Annahme von Homosexualität wird zwar "gleichgeschlechtlich liebend" zu einer kulturellen Identität erhoben, aber gleichzeitig die Annahme von heterosexuell als *normale Sexualität*, von der sich Homosexualität unterscheidet, stabilisiert. Damit wird auch beibehalten, dass sich eine Identität über eine bestimmte *sex-gender-desire*-Konfiguration definiert statt beispielsweise über eine Konfiguration, wie *Masturbierende*, die sich nur auf *desire* bezieht (siehe oben S. 19, Argument von Sedgwick, 1990).

Die queerfeministische These nimmt an, dass diese Normen Grundpfeiler unserer Gesellschaft (was einen eingeschränkten Bereich bezeichnet) bilden und enorm viele kulturelle Handlungen, Mechanismen und Institutionen durchziehen (Butler, 1990/2006). Schon eine Anrede zwischen zwei Menschen lässt nur die Optionen Frau oder Mann zu. Je nach Zuordnung folgen unterschiedliche Zuschreibungen¹¹ und damit auch Erwartungen¹². Je nach Zuordnung sind bestimmte Äußerungen und Handlungen kulturell problematischer als andere¹³. Ein staatliches Rechtssystem erlaubt je nach Zuordnung unterschiedliche Lebensformen¹⁴ und fällt Urteile in Abhängigkeit von der Zuordnung verschieden¹⁵. Auch ein Gesundheitssystem klassifiziert je nach Zuordnung unterschiedliche Diagnosen¹⁶ und viele Beispiele mehr. *Queer Theory* vertritt die These, dass diese – wie Butler sie nennt – „regulatorischen Praktiken“ einer Kultur, eine Geschlechterbinarität aufrechterhalten. Dies nicht nur in einem sozialen Verständnis, sondern auch in dem Sinne, dass auch das sogenannte *biologische Geschlecht* eine historisch gewachsene Kategorie ist. An dieser Stelle verweist Butler auf die konkreteren Aufarbeitungen der Geschichte des *biologischen Geschlechts* von Foucault oder Laqueur und Gallagher. Von ihrer Feststellung,

¹¹ z. B. Männer seien handwerklich begabter als Frauen, Frauen seien sensibler als Männer

¹² z. B. wenn das Auto eines heterosexuellen Paares kaputt ist, soll er sich darum kümmern; von Frauen wird z. B. oft mehr Fürsorge für Kinder erwartet als von Männern; oder die Erwartung, in lesbischen Paaren hätte eine die Frauen-, die andere die Männerrolle.

¹³ z. B. ein Mann soll weniger weinen als es einer Frau erlaubt ist.

¹⁴ z. B. wenn Intersexuelle keinen Personenstand als solche erhalten; oder unterschieden wird/wurde zwischen Ehe und Lebenspartnerschaft zwischen zwei Menschen

¹⁵ z. B. wenn Frauen bei Mord zu höheren Haftstrafen verurteilt werden; oder wenn Hate-Crimes gegenüber Homosexuellen/Transsexuellen nicht als solche behandelt werden.

¹⁶ z. B. wird Brustreduktion bei Männern anders gehandhabt als bei Frauen (vgl. Garner, 2011)

dass *biologisches Geschlecht* ebenso kulturell konstruiert ist wie ein *soziales Geschlecht*, stammt Butlers berühmt gewordener Ausspruch: “sex’ (...) was always already gender” (Butler, 1990/2006, S. 9).

Butler (1990/2006) nennt es die *heterosexuelle Matrix*, um das Geflecht von vermeintlichen Selbstverständlichkeiten und Unmöglichkeiten, die Verstrickung von kulturell Gängigem und Ungewöhnlichem zu beschreiben. Vor allem die Verwobenheit ist zentral. Die Zuordnung *Frau* geschieht nicht ohne zeitgleiche Zuordnung zu *heterosexuell*, denn wenn sich Bilder über *Frauen* generieren, dann sind dies Bilder über heterosexuelle Frauen. Das imaginierte Bild einer lesbischen Frau sähe gleich ganz anders aus. Das bedeutet, dass Eigenschaften, die oft als Anteile von Identität begriffen werden – weil ein Mensch als *weiblich und homosexuell und deutsch* beschrieben wird, wie beispielsweise APA (2010) die Beschreibung von Studienpartner_inne_n fordert, – queertheoretisch nicht als *additive* Teile verstanden werden, sondern als *sich gegenseitig konstituierende Strukturen*. Diese Intersektionalitätskonzeption wird im nächsten Abschnitt genauer ausgeführt.

Heteronormativitätsanalyse widmet sich also der Beachtung und Entlarvung jener Faktoren, die Heterosexualität als selbstverständliches Ideal stabilisieren und erhalten. Butler (1990/2006) erinnert uns explizit, dass die Aufgabe nicht sei, zu versuchen einen Standpunkt außerhalb von konstruierten Identitäten bzw. außerhalb der heterosexuellen Matrix zu suchen, sondern die konsolidierenden Strategien aufzudecken, um Alternativen entwickeln zu können. Die *Queer Theory* betreibt dies an verschiedensten Texten und Argumenten immer wieder neu und kritisiert die unproblematisierte Übernahme von heteronormativen Annahmen und Argumenten.

2.2.2 Intersektionale Identitätskategorien als Analysethema

Die Mahnung, bei der Definition einer Gruppe von Menschen als beispielsweise *Frauen*, gründlich zu prüfen, auf welchen vorherigen Setzungen und

Entscheidungen diese Definition beruht und diesen kritisch zu begegnen, gilt in der *Queer Theory* für jede Identitätskategorie. Ebenso sehr wie es eine kulturelle Entscheidung ist, eine selbst wiederum nur aufgrund bestimmter Setzungen als zusammengehörig und körperlich empfundene Struktur (z. B. Gonaden) als Kriterium zu bestimmen, nach dem Menschen in Gruppen (z. B. Frauen und Männer) eingeteilt werden, ist es eine kulturelle Entscheidung, zu bestimmen, wer als Mensch mit Migrationshintergrund gilt, wer als gesund gilt, wer als homosexuell gilt und so weiter. Aus dieser Einsicht heraus wurde eine generelle Kritik gegenüber externer Festlegung von Zugehörigkeit von Individuen zu menschlichen Gruppen entwickelt. Butler (1990/2006) legt nahe, dass die gleichen regulatorischen Praktiken, die *Gender* reglementieren, auch das festlegen, was kulturell verstehbare Identitäten sind. Es sind also die Normen dieser Intelligibilität, die etwas Kontinuierliches in Personen herstellen, und nicht die vermeintliche Tatsache, dass die Person eine bestehende Eigenschaft besäße (vgl. Butler, 1990/2006).

Diese Kritik bezieht sich nicht auf die Eigenbenennung von Individuen. So ist es queertheoretisch kein Widerspruch, dass sich eine Person, die bei der Geburt dem weiblichen Geschlecht zugewiesen wurde (ohne jegliche sogenannte *Geschlechtsangleichung* durchlaufen zu haben) als *schwul* begreift – wie Jill Nagle (1997) es tut –, auch wenn dieses Label zunächst mit klassisch heteronormativen Kategorien von Mann und Frau arbeitet. Durch ihre *seine* Verwendung als eine Person, die nach heteronormativen Annahmen nicht schwul sein kann, verschiebt sie *er* Bedeutungen im Sinne queertheoretischer Weise und man kann höchstens darüber streiten, wie groß – oder möglicherweise noch zu klein – eine solche Verschiebung für queere Utopien ist. Nicht queer wäre hingegen die Festlegung anderer Individuen aufgrund gesetzter Prämissen, denen erst zugestimmt werden müsste. Das Zwischenfeld zwischen diesen Extrempolen bildet ein Umgang, der Bewusstsein für die gesetzten Prämissen und deren Kontextabhängigkeit an den Tag legt und mit ihnen kritisch umgeht. Das kann eine Wiederholung heteronormativer Annahmen beinhalten, solange sie gleichzeitig entselbstverständlich werden. Butler formuliert es so: „So sehr Identitätsbegriffe verwendet werden müssen, (...) müssen dieselben Vorstellungen doch Gegenstand einer Kritik an den ausschließenden Operationen zu ihrer eigenen Herstel-

lung werden“ (Butler, 1993/1997, S. 312). Wir können also queertheoretisch kompatibel durchaus von *Frauen* sprechen, wenn wir gleichzeitig kritisch damit umgehen, wie diese Kategorie gebildet wird und welche Ausschlüsse dadurch vollzogen werden. Vor allem aus politischen Gründen erkennt Butler situative Notwendigkeiten von temporären Verwendungen von Identitätsbegriffen. So äußert sie, dass bestimmte feministische Strategien *die Frauen* brauchen, aber nicht wissen müssen, *wer* sie sind (vgl. Villa, 2003). Butler (1990/2006) versteht die Vorstellung von Identitätseigenschaften als normatives Ideal und geht davon aus, dass das Gefühl von identitärer Kohärenz aus der kulturellen Idee über dieselbe entsteht. Explizit warnt sie davor, Geschlecht als stabile Identität zu verstehen oder als Ort der Handlungskraft, von wo aus verschiedene Aktionen ausgeführt werden können. Stattdessen bedürfte es eines Modells, das Geschlecht als *soziale Zeitlichkeit* (*“social temporality”* Butler 1990/2006 191) versteht.

Ausführlich führen queere Untersuchungen diese schon lange von bestimmten feministischen Strömungen thematisierten Analysen der Bedingungsabhängigkeit von Identitätskategorien (vgl. Crenshaw, 1989, 1993) fort und erinnern daran, dass soziale Differenzkategorien sich gegenseitig konstituieren. Dies meint, dass die Unterscheidung zwischen hetero- und homosexuell gleichzeitig eine Unterscheidung zwischen *westlich* und *nicht-westlich* herstellt, weil homo- und heterosexuell heutige, westliches Konstrukt sind und Annahmen beinhalten, die nur in einer heutigen, westlichen Logik funktionieren. Beispielsweise wird schon die häufig wiederholte Übertragung des Konzeptes von Homosexualität auf die alten Griechen von queeren Analysen als unzulässiges Überstülpen einer modernen Denkfigur auf Kontexte entlarvt, auf die die modernen Annahmen nicht anwendbar sind (Halperin, 1991).

Die Erkenntnis dieser Bezogenheit von Differenzkategorien (z. B. homo- und heterosexuell) auf andere Differenzkategorien (westlich und nicht-westlich) wird unter dem Stichwort der *Intersektionalität* herausgearbeitet. Hierbei geht es um die Erkenntnis, dass sich soziale Identitäten gegenseitig konstituieren und informieren. Wir können nicht die soziale Identität *Lesbe* verwenden, ohne damit gleichzeitig zu ethnisieren. Anzaldúa illustriert dies anschaulich in

ihrer Beschwerde, dass das Label Lesbe für eine Person mit ihrem kulturellen Hintergrund nicht funktioniert:

For me the term lesbian *es problemón*. As a working-class Chicana, mestiza – a composite being, *amalgama de culturas y de lenguas*—a woman who loves a women, ‘lesbian’ is a cerebral word, white and middle-class, representing an English-only dominant culture, derived from the Greek word *lesbos*. (Anzaldúa, 1998, S. 263)

Aus der artikulierten Unzufriedenheit von Individuen, die sich, wie Anzaldúa, von einem breiteren Diskurs nicht repräsentiert fühlten, entstand die Einsicht über die Intersektionalität jeder Identitätsposition. Als beispielsweise Schwule die Ziele einer Homobewegung proklamierten, fühlten sich Lesben nicht mitgemeint. An Stellen, wo Schwule und Lesben gemeinsame Ziele formulierten, oder als Frauen für die Frauenbewegung Ziele nannten, fühlten sich *Queers of Color* und Menschen der Arbeiterschicht nicht mitgemeint und vielerlei mehr. Intersektionalitätsforschung untersucht genau jene Schnittstellen (*intersection* = Kreuzung) zwischen verschiedenen Differenzkategorien und arbeitet mit der gegenseitigen Konstituierung anstatt sie zu verleugnen oder ignorieren (siehe ein Beispiel dessen bei Castro Varela & Dhawan, 2005). Fehlender Einbezug solcher Schnittstellen ist aus queertheoretischer Perspektive kritikwürdig. Die intersektionale Perspektive entsteht aus der Einsicht, dass Achsen, die theoretisch orthogonal zueinander stehen sollten, es praktisch in unserer Kultur nicht tun. Beispielsweise sagt eigentlich die Information, dass sich eine Person als weiblich versteht, nichts über ihre Präferenz für bestimmte Partner_innen aus. Praktisch denken aber Menschen unserer momentanen Kultur bei *weiblich* an heterosexuelle Weiblichkeit (siehe Aufarbeitung der Heteronormativität in der *Queer Theory* und als empirisches Beispiel Diamond und Butterworth, 2008). “According to the theoretical framework of intersectionality, no identity status is experienced—or can be meaningfully understood—in isolation” (Diamond & Butterworth, 2008, S. 371). Wenn etwas über Geschlecht geäußert wird, dann wird auch etwas über Sexualität, ethnische Zugehörigkeit und Klasse gesagt. Diamond und Butterworth (2008) halten fest: “Yet the experiences of the women profiled here indicate that (...) it is impossible to completely disentangle one’s own sense of femaleness and maleness from one’s own

understanding, experience, and interpretation of sexual desire for female and male partners” (S. 371). Tatsächlich ist die Verschränkung von *gender* und *desire* in der Psychologie schon länger bekannt: “Regardless of how closely an individual’s attributes and behavior match the male or female prototypes stored within the gender schema, violation of the prescription to be exclusively heterosexual is sufficient by itself to call into question the individual’s adequacy as a man or a woman” (Bem, 1981, S. 361). Diamond und Butterworth (2008) gehen außerdem davon aus, dass eine intersektionale Betrachtung von Identitäten gegen den Irrtum der Essentialisierung derselben schützt. Sie äußern, dass Intersektionalität richtigerweise betonen würde, wie sehr jede subjektive Erfahrung aufgrund von sich wandelndem sozialen Kontext kontinuierlich verändert, wiederholt und neu verhandelt wird.

Als Hauptprobleme bei der Verwendung von Identitätskategorien wird also in queeren Analysen zweierlei erkannt: Erstens, dass identitätslogische Konzepte implizieren, dass es markierende Eigenschaften gäbe, die eine Zuordnung nach objektiven Gegebenheiten erlauben würde; zweitens, dass Zuordnungen vorgenommen werden, ohne die gleichzeitigen Zusatz-Zuordnungen, die kulturell mit der ersten zusammenhängen, zu thematisieren. Shields (2008) erinnert daran, dass die Verwendung des Identitätskonzeptes soziale Schichtenbildung hervorruft. So sehr Eigenschaften als individuelles Merkmal empfunden werden können, so sehr sind sie gleichzeitig in Machtbeziehungen eingeflochten (Shields, 2008). Dies führt uns zum nächsten in der *Queer Theory* verbreiteten Thema, der Reflexion von Machtverhältnissen.

2.2.3 Analyse von Machtrelationen

Ähnlich wie Shields (2008) nennt auch Warner (2008) als zentral, dass eine intersektionale Betrachtungsweise Identitäten als mit Status und Machtgefüge verknüpft versteht. Dies spricht den Zustand an, dass beispielsweise als männlich gelesene Personen gegenüber den als weiblich gelesenen Personen in unserer Kultur einen höheren Status genießen, aber eine als Schwarzer Mann

gelesene Person einen *geringeren* Status als eine als weiße Frau gelesene Person. Solche gesellschaftlichen Positionen ermöglichen je nach sozialem Kontext unterschiedliche Chancen, etwas zu erreichen, und unterschiedliche Unterdrückung. Die Idee, dass Machtrelationen in menschlicher Kultur omnipräsent sind, führt zu zahlreichen Analysen derselben in der *Queer Theory*. Dabei setzte sich allerdings das spezifische Machtverständnis von Michel Foucault (1926-1984) durch, welches sich hier andeutet: „(...) wenn ich von der Mechanik der Macht spreche, denke ich an die feinsten Verzweigungen der Macht bis dorthin, wo sie an die Individuen rührt, ihre Körper ergreift, in ihre Gesten, ihre Einstellungen, ihre Diskurse, ihr Lernen, ihr alltägliches Leben eindringt.“ (Foucault, 1976, S. 32).

Eines der Spezifika des Machtverständnisses – das auch in die *Queer Theory* übergeleitet wurde – ist jene Vorstellung, dass eine Machtauswirkung sich *nicht* darin zeigt, dass eine mächtige Person eine ohnmächtige nach Lust und Laune dirigieren kann. Vielmehr zeigen Machtbeziehungen ihre Auswirkungen darin, dass sich das Verhalten von Individuen, ihre Einstellungen und ihre Sprache an mächtigen Geboten, Verboten und dergleichen ausrichten. Betrachten wir kurz als Beispiel das Problem, dass viel mehr Personen der Gruppe M als Personen der Gruppe F in den Aufsichtsräten der deutschen DAX-Unternehmen sitzen. Eine Erklärung könnte darauf hinauslaufen, dass der Zusammenhalt von mächtigen Personen der Gruppe M – z. B. dahingehend, als Nachfolger_innen Personen der Gruppe M zu bevorzugen – verhindert, dass Personen der Gruppe F nachrücken können. Diese Erklärung würde Personen der Gruppe M in dieser Situation gegenüber den Personen der Gruppe F als die Mächtigeren beschreiben und aus dieser Machtkonstellation können Personen der Gruppe M aktiv ihren Vorteil ziehen. Ein Foucault'sches Machtverständnis hingegen würde davon ausgehen, dass implizite Normen, die verwendete Sprache und wiederholte Handlungen dieses Ungleichgewicht bewirken und dass jene Verzweigungen der Macht sich um *alle* Personen (und durch sie hindurch) ranken. Normen regulieren z. B., welche Worte überhaupt verstanden werden, welche in welchem Kontext zulässig sind und wie sie verstanden werden. Das gleiche gilt für Gesten oder äußerliche Erscheinungsformen. Sampson (1993) schreibt über dieses Machtverständnis, dass es die Kontrolle über jene Begriffe beinhaltet, mit denen

über Identität und Subjektivität gesprochen wird. Und dies bezieht sich nicht darauf, dass eine Person die totale Kontrolle hätte. Butler (1990/2006) widerspricht mit der Nutzung foucault'schen Machtverständnisses jenen Teilen von feministischer Theorie, die eine_n Handelnde_n hinter einer Handlung annehmen. Zur Macht gehört auch die Art und Weise, wie Personen einen Ort und eine Subjektivität erlangen, aus der heraus sie in einem Diskurs agieren können (Sampson, 1993, S. 1223). Im obigen Beispiel bezeichnet Sampsons Formulierung, dass die Menschen benachteiligt werden, die die dominanten Sprach-, Körper-, Gesten- und Einstellungsspiele¹⁷ nicht mitspielen (können oder wollen). Butler (2004) formuliert es zugespitzt so, dass ein Mensch erst durch bestimmte vorangenommene Bedingungen bezüglich Normen und Praktiken als Mensch erkannt wird.

Foucault beschreibt weiterhin, dass Machtwirkungen nicht nur beschränken, sondern auch kreieren. Es ist also nicht so zu verstehen, dass den als weiblich gelesenen Personen etwa nur Zutritt verwehrt wird, sondern dass Machtwirkungen auch etwas hervorbringen:

Wenn die Macht nur Unterdrückungsfunktionen wahrnehme, wenn sie nur noch auf die Weise der Zensur, des Ausschließens, des Absperrens, der Verdrängung, in der Art eines großen Über-Ichs arbeitete, wäre sie sehr zerbrechlich. Wenn sie stark ist, dann deshalb, weil sie auf der Ebene des Begehrens positive Wirkungen produziert – das weiß man inzwischen – und auch auf der Ebene des Wissens. Die Macht, weit entfernt davon, Wissen zu verhindern, bringt es hervor... (Michel Foucault, 1976, S. 0, Klappentext Innenseite)

Mit diesem Machtverständnis würden wir die Situation der Bewerbung einer Frau für einen hohen Aufsichtsratsposten also eher so lesen: Die sich bewerbende Frau und die entscheidenden Männer befinden sich alle in einem Denksystem, das bestimmte Konzepte überhaupt nur zulässt und andere gar nicht für möglich hält. So bringen beispielsweise unsere gesellschaftlichen Vorstellungen Männer und Frauen als unterschiedliche Wesen überhaupt erst hervor. Dann

¹⁷ Ich verwende den Ausdruck „Spiele“ in Referenz auf die Verwendung des Ausdruckes „Sprachspiele“ von Norbert Groeben und Brigitte Scheele, unter anderem beispielsweise in Groeben und Scheele (2005), erweitere ihn aber auf die von Foucault genannten Orte der Machtverzweigungen.

ist es in unserer Kultur aktuell nicht möglich, einen Menschen ohne Relation zu diesen Kategorien wahrzunehmen. Wirkungsvolle Macht durchzieht damit alle Konstellationen unserer Gesellschaft. Stellen wir uns als weiteres Beispiel vor, dass es auf der ganz privaten Ebene des Begehrens eines einzelnen Menschen dazu kommen kann, dass dieser ein für sich bedeutungsvolles *Coming-out als Homosexuelle_r* haben kann, wobei die Bedeutung von homosexuell von anderen erzeugt wurde. Die Macht wirkt also darin, dass jemand eine von anderen Menschen erdachte Bezeichnung, die auch noch bei vielen anderen Menschen negativ konnotiert ist, zur Selbstbezeichnung wählt. Oder dass er_sie sich in Folge des Coming-Outs ähnlich zu anderen Homosexuellen fühlt. Queertheoretiker_innen bemühen sich immer wieder, bezüglich verschiedener Lebensbereiche spezifische Machtverzweigungen aufzudecken. Beispielsweise in der Betrachtung der Heirat als kulturelle Praktik und in der Entlarvung der mitwirkenden Voraussetzungen, Festschreibungen und erfolgenden Ausschlüssen (vgl. Warner, 1999).

Die Machtgefüge schreiben vor, was als Wahrheit zählt und was nicht (Butler, 2004). Und nur innerhalb eines dominanten Diskurses spielt sich ab, was intelligibel ist. Butler (2004, S. 42) schreibt: "To be not quite masculine or not quite feminine is still to be understood exclusively in terms of one's relationship to the 'quite masculine' and the 'quite feminine.'" Auch die Beschreibung der Abweichung agiert innerhalb eines mächtigen Diskurses (z. B. darüber, was unter *weiblich* und *männlich* verstanden wird), ansonsten ist die Abweichung gar nicht verstehbar (nicht einmal als abweichend).

Das führt zu einem weiteren Spezifikum dieser Vorstellung von Machtrelationen: Man kann sich niemals völlig außerhalb jener befinden. Etwas vereinfacht illustriert heißt das: Wenn ich gestoßen werde, bin ich Teil des Phänomens *Stoßen*. Foucault schreibt: „Allgegenwart der Macht: nicht weil sie das Privileg hat, unter ihrer unerschütterlichen Einheit alles zu versammeln, sondern weil sie sich in jedem Augenblick und an jedem Punkt – oder vielmehr in jeder Beziehung zwischen Punkt und Punkt – erzeugt“ (Foucault, 1983, S. 94). Sobald also etwas in einer Beziehung zueinander steht, ist Macht erzeugt; beide *Punkte* haben nun eingeschränkte Freiheitsgrade, weil ihre Bewegungsmöglichkeiten von

der Beziehung abhängig sind. Und wenn Menschen nicht ohne Beziehung zu anderen Konzepten existieren können, so können sie auch nie außerhalb von Machtrelationen stehen. Dazu gehört inhaltlich die Überzeugung, dass es keine Möglichkeit gibt, sich bezüglich eines Themas, zu dem es gesellschaftlich einen Diskurs gibt – der dann notgedrungener Weise mit Machtgefällen durchzogen ist – ohne Bezug zu jenem Diskurs zu äußern. Dies hängt unter anderem mit unserem Sprachgebrauch zusammen. Beispielsweise ist ein Wort immer eine Zitation. Wir wiederholen, was vorher schon einmal gesagt wurde. Damit bewegen wir uns aber mit diesen Worten auch im vorherigen Denkraum. Es mag kleine Verschiebungen zum Vorherigen geben, aber wenn keine Verbindung zu einer früheren Wortverwendung erkennbar wäre, wäre das Wort auch nicht verstehbar. Aufgrund dieses Zusammenhanges ist Sprache eine wichtige weitere Analysestelle in der *Queer Theory*.

2.2.4 Die Relevanz von Sprache und Sprechakten

Die Beachtung von Sprache, Diskursen und Sprechakten wurde in der *Queer Theory* deshalb relevant, weil diese von Queertheoretiker_inne_n als mit die wichtigsten¹⁸ Orte der Herstellung von Phänomenen erachtet werden. Beispielsweise spricht Perko (2005) über „(...) die Möglichkeit, anderes zu verwirklichen. Diese Verwirklichung beginnt im Falle von Queer, dem wie allen Denkrichtungen und politischen Bewegungen die Kraft der Veränderung zukommt, nicht so sehr in der Abgrenzung, sondern in der Benennung von anderem.“ (Perko, 2005, S. 116). Solche Benennungen werden in der *Queer Theory* als wichtige Angelpunkte zur Veränderung von Machtrelationen erachtet. Damit sind sie besonders interessant für Queeraktivismus. Schon die frühe Schwulen- und Lesbenbewegung machte eine stärkende Erfahrung mit der Aneignung von pejorativ gemeinten Bezeichnungen zur Selbstbezeichnung. Damit wird die Macht der Abwertung von den Bezeichner_inne_n genommen und die Bezeichneten gehen selbstbewusst und kreativ mit Labels um. Dies wird in verschiedens-

¹⁸ Daneben gehören auch Handlungsakte dazu, die ich hier als nicht-sprachlich behandle.

ten Kontexten bis heute fortgesetzt. Ein Beispiel ist die Benennung von Geschlechts- und Sexualitätsidentitäten, die deren klassische Vorannahmen verschieben, bei gleichzeitigem Versuch, sie nicht zu sehr als neue fixe Identitäten zu verstehen. In einem dominanten Zwei-Geschlechter-System, in dem andere Geschlechter als Frau und Mann nicht sichtbar sind, stellt die Benennung von Menschen als Androgyne, Bi-Gender, Femme, Gendernaut, Tomboyfemme (vgl. Perko, 2005, S. 22-24) und anderes zwar eine Produktion dieser Kategorien dar, aber gleichzeitig eine Verschiebung der herkömmlichen Bezeichnungen *weiblich* und *männlich*. Perko (2005) attestiert queeren Ansätzen diesbezüglich eine „Doppelheit von identitätslogischem Gehalt und magmatischen Dimensionen“ (Perko, 2005, S. 116).

Allerdings kann man hier auf das oben erwähnte Problem zurückkommen, dass es nicht möglich ist, eine neue Bezeichnung zu finden, die nicht auf den dominanten Diskurs referenziert und trotzdem verstehbar ist. Das Label *ZRYTZK* beinhaltet keine Zitation, wie es z. B. für die Label *Nonbinary* und *Genderqueer* zutrifft, aber ist auch nicht verstehbar. Das Label *Two spirit* (zu finden bei Kuper, Nussbaum & Mustanski, 2012) ist nur je nach Kulturraum oder persönlicher Sozialisation als Geschlechtsidentität verstehbar, hingegen die intendierte Bedeutung von *Bigender* (Kuper et al., 2012) ist für englischsprachige Menschen sehr wahrscheinlich aufgrund der verwendeten Zitationen ableitbar.

Es ist also wiederholt Inhalt von queertheoretischen Analysen, wie solche Bezeichnungen in der Vergangenheit ein Phänomen erschufen, welches eben als nicht per se vorhanden erachtet wird, sondern als erst durch die Verschiebung von Bedeutungen und Zitationen entstanden. Prominentes Beispiel hierfür ist die Foucault'sche Analyse des Diskurses über den Sex. Hierin empfiehlt Foucault (1983), die Diskurse über den Sex zu befragen, auf welche Weise sie etwas hervorbringen können, „welche Wechselwirkungen von Macht und Wissen sie gewährleisten“ (S. 101) – und wann sie zur Anwendung kommen –, „welche Konjunktur und welche Kräfteverhältnisse ihren Einsatz in dieser oder jener Episode der verschiedenen Konfrontationen notwendig macht“ (S. 101). Dafür liefert er in seiner Analyse zahlreiche Muster in unserer *westlichen* Geschichte.

Diesem Verständnis folgt auch Butler (2004), wenn sie feststellt, dass der Ausspruch „Es ist ein Mädchen!“ bei der Geburt eines Kindes eigentlich gleichbedeutend ist mit „Sei ein Mädchen!“ und damit auf die folgenden Formungen des Menschen durch dominante Diskurse anspielt. Beispiele dafür, was solche Formungen bewirkt, sind: Wie sprechen wir zueinander, welche Worte verwenden wir und welche nicht, welche sind wann und wo intelligibel und welche nicht, welche Konnotationen haben unsere Formulierungen, was wird als erklärungsbedürftig erachtet und was als selbstverständlich. Dies beinhaltet auch den Standpunkt, dass keine Bezeichnung neutral ist – worauf ich im Zusammenhang mit der experimentalpsychologischen Forschungslogik noch zurückkommen werde.

Butler (1993/1997) begreift mit Referenz auf Žižek die Konstruktion einer Identität durch Benennung als Realisierung, welche zeigen kann, dass eine Bezeichnung gleichzeitig eine Festlegung sowie die grundlegende Veränderbarkeit bestätigt. Queere Analysen beschäftigen sich also in Folge mit konkreten Praktiken der Benennungen, mit deren Wirkungen und ihrer Kontextualisierung, mit der Art des Einflusses vom heteronormativen Diskurs auf Eigenbezeichnungen und mit den Grenzen der Verschiebbarkeit von Bedeutung (vgl. Dwyer, 2010; Lewis, 2013). Queertheoretisch wird die Bezeichnung verstanden als eine ohne per se existierenden Referenzpunkt – sie bezeichnet nicht etwas Präexistentes. Dieses Verständnis nennt Butler „Anti-Deskriptivismus“ und erkennt darin „eine linguistische Theorie für eine anti-essentialistische Identitätspolitik“ (Butler, 1993/1997, S. 286). Erinnern wir uns an die oben vorgestellte Strategie von Butler, dass es möglich ist, die Kategorie *Frauen* zu verwenden und sie gleichzeitig als

andauernden Ort der Auseinandersetzung (...) zu verstehen, heißt davon auszugehen, daß es keine Geschlossenheit für diese Kategorie geben kann und aus politisch bedeutenden Gründen auch niemals geben sollte. Daß die Kategorie niemals deskriptiv sein kann, ist die eigentliche Bedingung ihrer politischen Wirksamkeit. (Butler, 1993/1997, S. 302)

Queere Analysen loten die bei Bezeichnungen entstehenden und wiederholten Handlungsspielräume und Begrenzungen aus. Zudem lassen sich in Sprache sehr konkret wirkende Machtverhältnisse zeigen. Sprache bietet aber auch zahlreiche Möglichkeiten, durch Verschiebung von Bedeutung, traditionellere Kategorien zu dekonstruieren – siehe als Beispiel die von den Studienpartner_innen von Kuper et al. (2012) genannten Identitäten.

2.2.5 Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit

Neben den spezifischen Perspektiven auf Identitätskategorien und Macht offenbart gerade auch das queertheoretische Verständnis von der Rolle der Sprache die Vorannahme der Kontextabhängigkeit eines jeden Phänomens. Wenn Butler davon ausgeht, dass Diskurse formierend sind, in dem Sinne, „daß es keine Bezugnahme auf einen reinen Körper gibt, die nicht zugleich eine weitere Formierung dieses Körpers wäre“ (Butler, 1993/1997, S. 33), so befindet sich nach diesem Verständnis jedes Phänomen, mit dem wir interagieren, in einem bestimmten formierendem Diskurs. Wenn wir von *biologischem* oder *sozialem* Geschlecht sprechen, können wir nicht anders, als dies von einem spezifischen Standpunkt aus zu tun und in Abhängigkeit von spezifischen kontextuellen Konstellationen. Feministische und Marxistische Standpunkttheorien haben die Annahme, dass jedes Wissen von einem bestimmten Standpunkt aus entwickelt wird und daher von jenem gefärbt ist, schon in den 1970er und 1980er Jahren elaboriert (vgl. z. B. Sieben & Scholz, 2012). Diese Einsicht hat sich auch in der *Queer Theory* fortgesetzt und schlägt sich in der Historisierung einer jeden Erscheinung nieder. Ein Sprechen über – oder Agieren mit – Körper(n), Dinge(n), Bezeichnungen oder Konstellationen ohne Einbezug der dominanten Diskurse, innerhalb derer das Sprechen oder Agieren stattfindet, kommt für die *Queer Theory* nicht in Frage, da es keine Bezugnahme ohne weitere Formierung gibt (siehe Butler-Zitat von eben).

Queertheoretische Kritik bezieht sich in diesem Punkt auf jene Art der Wissensproduktion, welche sich selbst als aufdeckend statt produktiv begreift.

Kritisiert wird ebenso die Haltung, dass unsere Welt einer deterministischen Logik folge, welche zu den vorfindbaren Ergebnissen führe. Beispielsweise würde queertheoretisch die Behauptung kritisiert, dass Menschen immer zwischen Personen mit unterschiedlicher Hautfarbe unterscheiden würden – diskriminieren im doppelten Sinne des Wortes –, weil es angeblich die Mechanik unserer menschlichen Wahrnehmung sei. Queere Analysen würden eher die These verfolgen, dass unsere momentane Welt einem solchen Unterschied Bedeutung verleiht und sich daher ein Effekt wie der der Unterschiedlichkeitswahrnehmung materialisiert (– es wird nämlich auch nur zwischen bestimmten Hautfarben unterschieden). Queertheoretiker_innen gehen davon aus, dass wir nie eine Tatsache entdecken, ohne an deren Produktion mit beteiligt zu sein. Das klingt im Abschnitt über das queertheoretische Verständnis von Identitäten schon an. Eine Identität ist queertheoretisch auch nicht etwas Kohärentes, Stabiles – nichts, dem wir uns von jedem beliebigen Standpunkt aus nähern könnten und idealerweise zur selben Einschätzung kommen sollten. Statt dessen wirken “regulatory practices that generate coherent identities through the matrix of coherent gender norms” (Butler, 1990/2006, S. 24). Und je nachdem, wie historisch, lokal und situativ die jeweilige Matrix geformt ist, ergeben sich verschiedene Erscheinungen.

Dies greift explizit das traditionelle Wissenschaftsverständnis an, dass von einer objektiven Wahrheit ausgeht, der wir uns zumindest prinzipiell durch Forschung nähern könnten. Dies gilt im Besonderen, wenn Forschende davon ausgehen, dass es sich lohne zu versuchen, sich einem objektiven Standpunkt anzunähern. Queertheoretisch macht dies nicht nur keinen Sinn, sondern verschleiert auch die Vorannahmen, unter denen die Aussagen nur zutreffen, sowie die Abhängigkeiten, in denen Aussagen stehen, und ist daher zu kritisieren. Turner (2000) nennt diese Kritik in der Einführung seiner *Genealogy of Queer Theory* “contesting truth” – also „Wahrheit in Frage stellen“. Dieses Befragen

von Wahrheiten gehört neben anderen¹⁹ zu den Haupthandlungen der *Queer Theory* und des Queeraktivismus‘.

Dem Queeraktivismus bietet die Kontextabhängigkeit die Grundlage der Veränderlichkeit von (unbefriedigenden) Konstellationen. Und zwar nicht nur auf der Bedeutungsebene, auf der wir beispielsweise versuchen könnten, einer Geschlechterdifferenz keine Bedeutung mehr zuzuschreiben, sondern auch auf der ontologischen Ebene, dass wir Menschen gar nicht mehr in zwei Geschlechter einteilen müssen, weil dies eine diskursive Konstruktion ist und wir von einem anderen Standpunkt aus auch ganz andere Kategorien formieren können.

2.2.6 Die Strategie der Dekonstruktion

An dieser Stelle sei ein kurzes Unterkapitel der Dekonstruktion gewidmet. Kurz deshalb, weil es sich hierbei nicht um ein in der *Queer Theory* prominentes Thema der Analyse handelt. Dennoch soll sie erwähnt werden als die häufigst angestrebte²⁰ Strategie zur Veränderung benachteiligender Hierarchiestrukturen. Perko (2005) hält zur Dekonstruktion fest:

Der zentrale Terminus Dekonstruktion wird in queeren Theorien und in queerer Praxis in Anlehnung an Butler herangezogen. Kaum wird dabei hingegen auf Jacques Derrida rekurriert, auf den er ursprünglich zurückgeht. Butler selbst verwendet ihn als Strategie, um die Struktur innerer Konstruktionen (von Geschlecht) zu verschieben, zu verrücken, zu transformieren und schließlich aufzubrechen und einen neuen Zustand herbeizuführen. Mit Hilfe der Dekonstruktion wendet sich Queer insgesamt gegen einen hartnäckigen Rekurs auf eindeutige Identität und Identitätspolitik, die als vermeintliche in Frage gestellt und als Illusionen entlarvt werden. (Perko, 2005, S. 29)

¹⁹ Nämlich: „contesting scholarship and politics“, „contesting categories“, „contesting identity“, „contesting liberalism“, „contesting history“ und „contesting subjectivity“ (Turner, 2000, Introduction).

²⁰ Wobei darüber, was als „dekonstruierend“ gelten mag, und was nicht, wiederum diskutiert werden kann.

Die Idee des Veränderungspotentials klang auch in den vergangenen Abschnitten immer wieder an, weil sie sich aus der Kombination der verschiedenen Analysestellen speist. Keine Kategorie wird für selbstverständlich erachtet – und damit könnte jede auch anders konzeptionalisiert werden. Es wird die Wirkung der Kreuzung von Differenzachsen hervorgehoben, was die Situativität jeder Differenzierung betont. Konkrete Phänomene werden als Resultate von wirkenden Machtrelationen verstanden, wobei andere Machtkonstellationen auch zu anderen Ergebnissen führen können. Und nicht zuletzt steuert Sprache wesentlich, was überhaupt erkennbar und verhandelbar ist, was wiederum impliziert, dass zukünftig Anderes erkennbar und verhandelbar sein kann. Die Möglichkeit der Veränderung wohnt grundsätzlich im queertheoretischen Verständnis der Welt, z. B. hinsichtlich Identitäten: “(...) the reconceptualization of identity as an *effect*, that is, as *produced* or *generated*, opens up possibilities of ‚agency‘ that are insidiously foreclosed by positions that take identity categories as foundational and fixed” (Butler, 1990/2006, S. 201). Dieses Potential zur Veränderung soll über Dekonstruktion ausgeschöpft werden. Wobei die queertheoretische Hoffnung, selbst die als äußerst stabil und fix erachtete Kategorien, wie *biologisches* Geschlecht, als veränderlich zu begreifen, nicht beinhalten soll, dass von heute auf morgen eine Umstrukturierung geschehen kann. Aber durch den Einsatz von “Strategies of Displacement” (Butler, 1990/2006, Chapter 1 VI) wird es prinzipiell als möglich erachtet. Traditionell wurde Dekonstruktion zunächst vermehrt als spezifische Methode der Textanalyse bei geschriebenem Text betrieben, obwohl selbst Derrida (1987) äußerte: „Ich nenne eine Institution ebenso wie eine politische Situation, einen Körper oder auch einen Tanz, Text“ (S. 11). Gleichermäßen gibt es für queertheoretische Kritiken keine Einschränkung dahingehend, worauf die Strategie der Dekonstruktion angewendet werden kann.

2.3 Anforderungen an eine queer(end)e Experimentalpsychologie

Wenn nun eine queertheoretische Perspektive eingenommen wird, ergeben sich aus den eben elaborierten Analysethemen, denen sich große Teile der queer-theoretischen Arbeiten wiederholt widmen, mehr oder weniger konkrete Anforderungen an psychologisches Verständnis und Vorgehen. Die Leitfrage für diesen Abschnitt lautet also: Wenn wir den Argumenten und Kritiken der *Queer Theory* folgen, wie genau würde sich das auf das Ziel, akademische Experimentalpsychologie zu betreiben, auswirken? Was müsste beachtet und umgesetzt werden, damit wir eine psychologische Herangehensweise noch sinnvoll als gequeert bezeichnen dürften? Eventuell ließen sich solche Überlegungen auch auf praktische psychologische Anwendungsarbeit, wie die Therapie, anwenden. Dies soll hier jedoch nicht ausgeführt werden. Der Blick der vorliegenden Arbeit richtet sich auf psychologisch-empirische Forschung und die entsprechende Theoriearbeit dazu.

2.3.1 Anforderungen auf Grundlage der Heteronormativitätsanalyse

Wie oben ausgeführt ist es ein verbreitetes Vorgehen von queertheoretischen Auseinandersetzungen, Annahmen und Argumente auf Heteronormativität hin zu prüfen und gegebenenfalls daraufhin zu korrigieren. Als direkteste Forderungen leite ich aus der praktizierten Heteronormativitätsanalyse der *Queer Theory* ab, a) auch in psychologischer Forschung keine heteronormativen Argumentationen oder Denkfiguren anzuwenden und b) Heteronormativitätsanalyse anderer Konzeptionierungen durch Forschung selbst zu betreiben. Psychologische Forschung sollte also selbst diese Prüfung immer mit betreiben und anstreben, Heteronormativität zu minimieren. Dies bezieht sich sowohl auf Theorien und Hypothesen, als auch auf Erklärungen, auf Untersuchungsdesigns, auf Darstellungsweisen von Ergebnissen und auf Forderungen an weiterführende Forschung. Das bedeutet konkret beispielsweise, dass keine Theorie und keine Erklärung mehr unproblematisch nur zwei Geschlechtskategorien beinhalten soll. Ebenso darf nicht automatisch vom wechselseitigen Begehren der Vertre-

tenden dieser Kategorien ausgegangen werden. Eine solche Setzung dürfte zwar durchaus noch vollzogen werden, jedoch nicht in selbstverständlicher Weise, sondern als explizit normative oder situativ pragmatische Setzung. Ein Beispiel ist, die Verwendung von nur zwei Geschlechtskategorien in einem Experiment damit zu begründen, dass dies die gängigsten Personenbezeichnungen in einer bestimmten Sprache sind, wobei experimentell die Behauptung widerlegt werden soll, dass sich alle angesprochen fühlen, wenn nur eine dieser Bezeichnungen verwendet wird. Rothmund und Scheele (2004, oder auch Irmen & Linner, 2005) testeten beispielsweise, ob sich auch Frauen angesprochen fühlen, wenn in einem Text das generische Maskulinum verwendet wird. Mit ihrem empirischen Ergebnis, dass dem nicht so ist, wiederholen sie einerseits die heteronormative Festlegung von nur zwei distinkten Geschlechtern, leisten aber andererseits einen emanzipatorischen Beitrag für die Gleichstellung wenigstens jener Geschlechter und lenken unseren Blick auf Wirkungen von Nichtbenennung. Dies könnten wir wiederum als Ausgangspunkt für Forschung über die Wirkung von Nichtbenennung weiterer Geschlechtskategorien verwenden. In diesem Beispiel ließe sich argumentieren, dass eine Wiederholung von heteronormativen Grundannahmen auch im queertheoretischen Sinne zu einem bestimmten Grad sinnvoll sein könnte, wenn sie problematisiert wird und ein situativ emanzipatorischer Grund für die Wiederholung geliefert wird.

Dieses Beispiel soll zweierlei verdeutlichen. Zum einen soll es illustrieren, dass die Anforderung, heteronormative Annahmen zu minimieren, nicht in die Antwort münden soll, jede Arbeit mit einem heteronormativen Gedanken als komplett disqualifiziert zu erachten. Zum Zweiten soll es verdeutlichen, dass Gütekriterien für die Qualität der Umsetzung der queertheoretischen Kritik nötig sind, welche durch die Formulierung der Anforderungen nicht mitgeliefert sind. Letzteres wird in diesem Kapitel wiederholt zu Tage treten. Kapitel 4.2 wird dann Gütekriterien andiskutieren.

Die Entscheidung zur Wiederholung heteronormativer Setzungen soll also bewusst getroffen und begründet werden. Zunächst fasse ich diese zu minimierenden Setzungen nochmal zusammen, danach werden die klassischen Stellen in einem Forschungsprozess, an denen diese Setzungen vorkommen können,

genannt. Zu minimieren sind also Aussagen, die Geschlecht in eine biologische und eine soziale Komponente aufteilen und jene Aussagen, die implizieren, dass ein biologisches Geschlecht eindeutig bestimmt werden kann. Stattdessen sind auch solche Entscheidungskriterien als sozial geteilt und nicht als natürlich vorgegeben zu verstehen. Welche Struktur (z. B. Chromosomensatz, Gonaden, der recht variable Hormonspiegel oder die sozial eher selten sichtbaren äußeren sogenannten *Geschlechtsorgane*) auch immer als Trägerin eines Unterscheidungskriteriums bewertet wird, sie qualifiziert sich aufgrund sozialer Entscheidungen dazu.²¹ Danach ist die Unterteilung in *biologisch* und *sozial* nicht zutreffend, da streng genommen jede Differenzierung, auch die angeblich biologische, eine soziale ist. Deshalb setze ich diese Bezeichnungen kursiv.

Weiterhin sind alle wertenden Äußerungen über *biologische* oder *soziale* Zwischenformen zwischen den traditionellen Geschlechtskategorien möglichst zu unterlassen, denn die Tatsache dass irgendeine Ausprägung seltener vorkommt, ist kein Grund zur Deklassierung (Beispiel: Wenn man sich auf den Chromosomensatz als die Struktur einigen würde, die das Unterscheidungskriterium trüge, müssten auch Menschen mit der Ausprägung XXY, X0, XYY, XXXY und andere, eigene intelligible Geschlechtskategorien erhalten). Des Weiteren soll keine Begehrensform zwischen Menschen als selbstverständliche oder natürliche oder normale dargestellt werden ohne explizite Offenlegung, aufgrund welcher Entscheidungen von wem eine solche Einteilung vorgenommen wird.²² Dies gilt auch für implizite Setzungen, wie wenn beispielsweise kommentarlos ausschließlich Homosexualität als erklärungsbedürftig behandelt wird und Heterosexualität nicht oder das Geschlechtsrollenpassing von Transgender-Personen beobachtet und erklärt wird und das von Cisgender-Personen nicht.

²¹ Ausführlicher über die Konstruktion des biologischen Geschlechtes siehe Voß (2011, 2012, 2013).

²² Selbstverständlich leitet sich aus der Feststellung, dass die Existenz von Individuen mit bestimmter Ausstattung nötig ist, damit eine Art sich fortpflanzen kann, nicht ab, dass alle Individuen einer Art jene Fortpflanzung gewährleisten können müssen. Also ist die Gegebenheit der zygotischen Fortpflanzung kein Beweis für die natürliche Existenz von ausschließlich zwei distinkten Geschlechtsausprägungen.

Als weiterer Punkt ist auch die identitätslogische Verwendung der Konzepte Heterosexualität, Bi- und Homosexualität zu vermeiden, weil diese selbst auf der Differenzierung von *biologischem Geschlecht* in mindestens zwei Geschlechter beruht. Ebenso ist die Idee, dass das Begehren – in welcher Form auch immer – bei Individuen zeitlich stabil bestehen bleibt, eine heteronormative, welche nicht unkritisch angewendet werden soll. Die Anforderungen, keine identitäre Kategorisierung zu verwenden, werden ausführlicher im nächsten Abschnitt behandelt.

All jene Forderungen sollten in jedem Schritt eines Forschungsvorhabens – inklusive der Publikation – umgesetzt werden. Das heißt, es ist Vorsicht gefragt bei der Aufarbeitung vorangegangener Arbeiten, bei der Bildung von Bezügen zu anderen Theorien oder bei der Anwendung von Konzepten; bei der Formulierung der Fragestellung und der Hypothesen, bei der sogenannten Operationalisierung²³ der Konstrukte und in der Entwicklung des Forschungsdesigns; bei der Wahl der Studienteilnehmer_innen, des Settings und der Versuchsmaterialien; bei der Sprache in Versuchsmaterialien und der Gestaltung der Untersuchungssituation; bei der Wahl der statistischen Methode und der angewendeten kognitiven oder statistischen Modelle; bei der Art der Dateninterpretation, bei der Wahl dessen, was erklärt wird und wie es erklärt wird; bei der Sprache über den Versuch, bei der Beschreibung der Studienpartner_innen²⁴ und welche Forschungsführung vorgeschlagen wird.

Dies fokussierte nun zunächst auf das Vorgehen psychologischer Forschung selbst. Darüber hinaus ist es möglich, die Ressourcen und Werkzeuge der Psychologie zur Heteronormativitätsanalyse anderer Phänomene und Konzeptionierungen zu nutzen. Beispielsweise könnte die Heteronormativität von menschlichen Reaktionen zu bestimmten Zeiten in bestimmten Settings auf die Konfrontation mit Kindern, die bezüglich ihrer Geschlechtsrollen unkonform sind, untersucht werden. Wenn die Mutter eines geschlechts kreativen Kindes

²³ Das Konzept der klassischen Operationalisierung wird in Kapitel 3.2.3 dekonstruiert.

²⁴ In dieser Arbeit verwende ich statt der Bezeichnung „Versuchsperson“ den Ausdruck Studienpartner_innen um die Konnotation ihrer Mitwirkungsmacht zu verstärken und die Konnotation, man könnte an einer passiven Versuchsperson etwas demonstrieren, zu schwächen.

aufgrund der Tatsache, dass ihr *biologisch* als männlich klassifiziertes Kind mit drei Jahren gerne ausschließlich rosa Kleider tragen würde, überlegt, ob es schwul ist (vgl. Duron, 2013), ist das eine heteronormative Reaktion, die auf psychologischer Ebene näher beleuchtet werden könnte. Gerade über implizite kulturell geteilte Annahmen sollten Psycholog_inn_en viel sagen können. So könnte allein an der Frage an eine werdende Mutter, *was* es denn sei, Forschungsarbeiten aufgehängt werden. Vermutlich würde die Frage nicht so häufig gestellt werden, wenn es lediglich um das Aussehen der Genitalien ginge.

2.3.2 Anforderungen durch die Kritik an Identitätskategorien und die Intersektionalitätsperspektive

Im Abschnitt 2.2.2 benannte ich das spezifische queertheoretische Verständnis von Identitätskategorien als prinzipiell kulturell geformt, kritikwürdig aufgrund der Festschreibungen und als unbedingt intersektional zu thematisieren. Wie im vorherigen Abschnitt besteht die einfachste Ableitung einer Forderung darin, dass psychologische Forschungslogik dasselbe Verständnis von Identitätskategorien an den Tag legen sollte. Diese eventuell einfach klingende Forderung beinhaltet eine große Tragweite. Um diese gleich konkret ausführen zu können, betrachte ich zuerst den aktuellen Standpunkt der eingegrenzten Mainstream-Psychologie bezüglich der Kategorien, mit denen sie arbeitet. Diese Frage wird in Abschnitt 3.1.1 bei der Diskussion der ontologischen Grundannahmen der Experimentalpsychologie ausführlicher diskutiert. An dieser Stelle halte ich zunächst eine Einschätzung von Danziger (1990) fest, der zu dem Urteil kommt, dass die Annahme, dass die Objekte, Prozesse und Ereignisse, auf die sich unsere theoretischen Konzepte beziehen, eine „natürliche Existenz“ („natural existence“, S. 335) aufweisen würden, eine lange Tradition in der Psychologie hat und äußert verbreitet ist. Dabei spricht er ebenfalls explizit von der hier spezifizierten europäisch und US-amerikanisch geprägten Psychologie, die er an anderer Stelle (vgl. Danziger, 1997) einer Indonesischen als grundlegend verschieden gegenüberstellt. Ebenso hält Smith (2005) fest: “Standard histories of psychology presuppose that people have always exhibited ‘psychological’ states,

that there is a basic unchanging core of such states and that most cultures from ancient to modern times have recognised and had a language for this” (S. 58). Er konstatiert außerdem: “(...) the Western convention is that ‘psychology’, however loosely, describes a class of phenomena in the world which is ‘really there’” (S. 59). Wenn die Annahme ist, dass es etwas wie Homosexualität *wirklich gibt* und nicht nur als kulturelle Idee, dann folgt daraus die Annahme, dass benannte Identitäten, wie *die Homosexuellen*, als real existierend angenommen werden. Weiterhin gibt es fachliche Diskussionen darüber, welche Kategorien *natürliche* sind und warum (vgl. Kalish, 2002). Diese Frage der Differenzierung impliziert selbstverständlich die Existenz von zumindest einigen *natürlichen Kategorien*. Im vorherigen Abschnitt wurde am Umgang von Psycholog_inn_en mit *biologischem Geschlecht* herausgearbeitet, dass meistens von einem solchen ausgegangen wird.

Identitätskategorien als prinzipiell kulturell geformt

All dies zeigt, dass das Ausgehen von der Existenz von *natürlichen* Kategorien in der eingegrenzten Psychologie absolut verbreitet ist. Wenn überhaupt, dann wird von Psycholog_inn_en bezüglich spezifischer Kategorien nur diskutiert, ob es sich hierbei um eine *natürliche* oder eine *kulturelle* handelt²⁵. Keinerlei disziplinäre Verankerung hat hingegen die Vorannahme, dass *keine* Kategorie eine *natürliche* sei. Entsprechend wird die Tragweite der Forderung nun klar, wenn diese lautet, *jede* Kategorisierung – auch und vor allem jene in menschliche Identitätskategorien – sollte von der Psychologie als kulturelle Differenzierung behandelt werden.

Würde die Psychologie das tun, so könnte sie keine Kategorie unhinterfragt übernehmen – erst recht, weil gerade Psycholog_inn_en so viel über die Wirkungen von Antezedenzen und Konsequenzen von sozialer Kategorisierung zu wissen meinen. Psycholog_inn_en gehen z. B. davon aus, dass schon allein

²⁵ Ein Beispiel ist der prominente Streit über den Intelligenz-Quotienten. Ein anderes von sicher unzähligen Beispielen ist die Diskussion, ob Schizophrenie eine natürliche Grundlage hat oder einer kulturellen Konstruktion entspringt (vgl. u. a. Gilman, 2008).

der Vorgang, Stimuli in zwei Gruppen zu teilen, die Wahrnehmung der Stimuli verändert (klassischer *Label-Effekt*, vgl. Tajfel & Wilkes, 1963). Dann müssten sie allerdings auch die Wirkung auf ihre eigenen Forschungsergebnisse und Interpretationen diskutieren, wenn sie ihre Studienpartner_innen in *weiblich und männlich* oder *extrovertiert und introvertiert* einteilen. Auch wurde innerhalb der *Social-Categorization-Theory* (vgl. Hornsey, 2008) diskutiert, "which particular identity will become the basis for categorization in any one context" (Hornsey, 2008, S.208). Dasselbe sollte nicht nur für Situationen, in denen sich Studienpartner_innen wiederfinden, sondern auch für Forschungssettings abgewogen werden. Wenn Psycholog_inn_en mit Allport (1954) davon ausgehen, dass Kategorisierung für Menschen unumgänglich ist und wir uns häufig auf einfache Vorannahmen verlassen (vgl. Aronson, Wilson & Akert, 2004), sollte diese Erkenntnis erst recht im Forschungsprozess bedacht werden. Durch selbstkritische Analyse könnten Einsichten dahingehend entstehen, warum Forschende bisher bei den einen Forschungsfragen Kategorien der einen Art verwendet haben und bei anderen Fragen andere Kategorien. Dies wiederum impliziert die Forderung nach Rechtfertigung der Wahl der in einem Forschungsprozess verwendeten Kategorien. Denn ein durchgängiges Verständnis von Kategorien als *kulturelle* beinhaltet, dass keine Kategorisierung aus einer anderen Disziplin übernommen werden dürfte, ohne dass die Psychologie selbst eine Rechtfertigung für deren Sinnhaftigkeit vorlegen würde.

Identitätskategorien sind kritikwürdig aufgrund der Festschreibungen

Das Bestreben, in einem queertheoretischen Sinne gegen externe Festschreibungen zu arbeiten, um einerseits Ausschlüsse und andererseits Festlegungen derer zu vermeiden, die definiert wurden, wirft in der Psychologie folgende Anforderung auf: Jedes Kategorisierungskriterium – und sei es ein temporäres –, mit dem Forschende arbeiten, ist zunächst prinzipiell kritikwürdig. Ideal wäre es im queertheoretischen Sinne, wenn psychologisch Forschende mit Kategorien arbeiten könnten, die *unbestimmt* bleiben könnten. Das hieße, die Aussagen der psychologischen Modelle sollten sich idealerweise auf ontologisch unbestimmte Entitäten beziehen. Besonders problematisch sind Unterscheidungskriterien, die

als stabil in der Person verankert gelten, weil dies einer Essentialisierung entspricht.²⁶ Weniger problematisch ist eine explizit temporäre Kategorisierung und eine solche, die sich auf konkretes Verhalten bezieht, weil dies zeitliche Vergänglichkeit der Kategorisierung bedeutet. Wenn ein Mensch aufgrund eines spezifischen Verhaltens kategorisiert wird, wird er nicht als Person klassifiziert.

Eine gewisse Kompatibilität mit queerer Kritik entstünde durch die gleichzeitige Problematisierung jener verwendeten Kategorisierungsform und der Abwägung dessen, was und wen sie bevorzugt und benachteiligt. Psychologische Forschung müsste es also schaffen, ihre eigene Kategorisierung Gegenstand einer Kritik an den ausschließenden Operationen werden lassen zu können, die bei der Herstellung der Kategorien beteiligt sind (siehe oben S. 32, Argument von Butler, 1993/1997, S. 312). Dies ist der queertheoretische Kompromiss, da der Versuch der völligen Vermeidung von Kategorien keine praktische Option ist, auch wenn anzustreben ist, die Anzahl von Kategorisierungen zu minimieren. Gefordert ist also, idealerweise Kategorien unbestimmt zu lassen, so wenige Kategorien wie möglich zu verwenden, und jene, welche verwendet werden, der Kritik zu unterziehen.

Dies wird nicht davor bewahren, dass jene die forschen die Kategorisierungen, die jene erfahren haben die an ihren Studien teilnehmen, je nach Fragestellung thematisieren müssen. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob etwas über die Erfahrungen jener Personen gesagt wird, die von anderen als Frauen gelesen werden, und dafür diese Kategorisierung aufgreifen, oder ob die forschende Person von Frauen spricht. Forschende sollten also ihre eigenen Kategorisierungen in *Frauen*, *Extravertierte* oder *Intelligente* minimieren. Gleichzeitig müssen sie manchmal damit arbeiten, dass Menschen Erfahrungen *als Frau* und *als intelligente Schwarze* machen.

²⁶ Wohlgemerkt wird die Problematik hier durch die queertheoretische Kritik an stabilen Identitätskonzepten aufgeworfen und nicht aufgrund psychologischer Forschung, die z. B. zeigen konnte, dass Essentialisierungen unerwünschte Konsequenzen nach sich ziehen können, wie dass „Männer“ dann diskriminierende Praktiken gutheißen (vgl. Morton, Postmes, Haslam & Hornsey, 2009).

Identitätskategorien sind intersektional zu thematisieren

Die Forderung, dass auch die Psychologie beginnen müsse, ihre Kategorien intersektional zu konzeptionieren, hat durchaus schon Einzug in die Mainstream-Psychologie gehalten (siehe beispielsweise Shields, 2008). Gleichwohl sieht Shields (2008) noch Bedarf, die Brücken zwischen feministischer Theorie und Mainstream-Psychologie auszubauen, z. B. durch Stärkung der Intersektionalitätsperspektive. Diese Einsicht entspringt dem “belief that science can be beneficial to society and that it is our obligation to study scientifically those problems and issues that bear on real people’s lived experience” (Shields, 2008, S. 309). Aus dieser Perspektive stellt intersektionale (statt additiver) Betrachtung die funktionalere dar, weil sie treffender erlebte Erfahrung abbilden und einer politischen Agenda wissenschaftliche Daten beisteuern würde. Damit kommuniziert Shields den Standpunkt, dass Psychologie um ihrer eigenen aktuellen Standards willen sozialen Kategorien intersektional begegnen sollte.

Warner (2008) nennt folgende, sehr konkrete Forderungen an eine psychologische Forschung, die ihre Kategorien intersektional behandelt: Es soll aktiv entschieden werden, welche Intersektionen von Identitätskategorien in einer Untersuchung verwendet werden. Das beinhaltet Aufmerksamkeit bezüglich des Entscheidungsprozesses; laut Warner (2008) sollten Forschende in der Lage sein, konkret äußern zu können, *warum* sie bestimmte Intersektionen wählen, und nicht nur festhalten, *dass* sie es tun. Weiterhin müssten Forschende aufmerksam entscheiden, wer als Vergleichsgruppe dient, denn damit wird eine Norm gesetzt, die als Standard dient. Mit welcher Gruppe eine weitere Gruppe verglichen wird, offenbart oft unausgesprochene Grundannahmen; der Vergleich ist nicht von selbst gegeben.

Nachdem im Forschungsprozess festgesetzt wurde, welche Intersektionen gewählt werden, muss entschieden werden, welche Identitätskategorien verwendet werden. Da einzelne Kategorien nicht als gegeben angenommen werden, muss eine aktive Entscheidung festlegen, welche Gruppen innerhalb einer bestimmten Dimension betrachtet werden.

Bezüglich der Entscheidung, welche Intersektionen in einer Forschungsfrage beachtet werden, geht Warner (2008) davon aus, dass im Hinblick auf ihre relative Effizienz abzuwägen ist, ob nur eine übergeordnete Dimension (z. B. Geschlecht *oder* ethnische Zugehörigkeit) oder mehrere Dimensionen gemeinsam (z. B. Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit) beachtet werden sollen. Sie referenziert dabei auf Erkenntnisse, die die Sozialpsychologie selbst liefert, beispielsweise, dass das Frauen-Stereotyp gleichzeitig ein Stereotyp über weiße Frauen ist und andere Eigenschaften genannt werden, wenn explizit nach Schwarzen Frauen (Landrine, 1985, zitiert nach Warner, 2008) oder asiatischen Frauen (Hess, Beupre, & Cheun, 2002, zitiert nach Warner, 2008) gefragt wird. Auch bei Kreuzung von zwei Dimensionen (z. B. politische Ausrichtung und Beruf) werden Eigenschaften von Personen (z. B. von der feministischen Bankangestellten) angenommen, die weder bei einer Person der ersten Dimension (Feministin) noch bei einer der zweiten Dimension (Bankangestellte) alleine angenommen werden (Kunda, Miller & Claire, 1990, zitiert nach Warner, 2008). Diese Verschiebungen sind laut Warner bei der Wahl bestimmter Intersektionen einzukalkulieren. Bowleg (2008) weist im Bezug auf die Formulierung von Fragen darauf hin, implizite Annahmen von Addition (statt Intersektion) in Formulierungen zu beachten. Auch bezüglich der Datenanalyse betont Bowleg (2008), dass zu bedenken ist, dass jede Messmethode und jede Methode der Datenanalyse – sowohl bei qualitativen wie auch bei quantitativen Verfahren – jeweils Grundannahmen über Addition oder Durchkreuzung von Eigenschaften mit sich bringt. Darauf sei bei der Interpretation der Daten besonders zu achten.

Warner (2008) fordert weiterhin, soziale Identitäten als strukturelle Prozesse zu verstehen und nicht als Ansammlung von Persönlichkeitseigenschaften. Statt Identitäten als Ergebnis von individualisierten Erfahrungen zu betrachten, sollte beachtet werden, wie diese durch institutionelle, politische und soziale Strukturen informiert werden (Warner, 2008). Dies ist eine Umsetzung der feministischen Sichtweise, dass beispielsweise eine Frau, die von ihrem Ehemann geschlagen wird, kein individuelles Schicksal erfährt. Vielmehr handelt es sich um ein *kollektives* Schicksal, das sie mit vielen anderen teilt, weil diese Erfahrung durch verbreitete Vorstellungen, durch bestimmte Gesetzgebungen und spezifische Vorstellungen ermöglicht wird. Warner hebt daneben hervor, dass

die Herangehensweise, Identität als eingebettet in soziale strukturelle Kontexte zu verstehen, unterstützt, Identität überhaupt als Prozess und nicht als stabile Entität zu verstehen (Warner, 2008).

Schlussendlich betont Warner (2008), dass es wichtig ist, nicht nur kritisch gegenüber den Fragen zu sein, die Forschende stellen, und den Phänomenen, die getestet werden, sondern genauso kritisch gegenüber den Fragen, die *nicht* gestellt werden, und den Phänomenen, die *nicht* geprüft werden. Eine wichtige Einsicht aus den Intersektionalitätsanalysen ist die Beobachtung, dass es eine Bedeutung hat und Konsequenzen nach sich zieht, wer beachtet wird und wer nicht (Warner, 2008). Forschung zu sozialen Fragen muss laut Warner die Wirkungen solcher Vernachlässigungen beachten.

Diamond und Butterworth (2008) empfehlen aus ihrer intersektionalen Perspektive, die Entwicklung einer Person nicht in distinkten Phasen abzubilden, sondern ihre Veränderungen im Zusammenhang mit sich wandelnden sozialen und privaten Erfahrungen zu sehen und zu versuchen, ein zu jeder Zeit dynamisches Verständnis von einem *Selbst* zu entwickeln, statt nur Wandel von einer stabilen zur nächsten stabilen Phase anzunehmen. Gemäß den Autor_inn_en würden Modelle, die sich eher auf Komplexität, Wandelbarkeit und Vielschichtigkeit konzentrieren, zu einem produktiveren und progressiveren Verständnis insbesondere von Geschlechts- und Sexualitätsidentitäten führen.

2.3.3 Die Anforderung, Machtrelationen zu bedenken

Eine direkte Forderung aus dem spezifischen queertheoretischen Machtverständnis an Psychologie wäre, dieselben Machtkonzeptionierungen in das eigene Arbeiten zu inkorporieren. Betrachten wir nacheinander, dass in sozialen Situationen Macht immer eine Rolle spielt, ihre Wirkung sich auch in Gesten, Einstellungen und Sprache zeigt, Macht selbst Phänomene hervorbringt und dass es keine Position außerhalb von Machtbeziehungen gibt. Diesbezüglich entsteht bei Betrachtung der Experimentalpsychologie die Besonderheit, dass

Psycholog_inn_en erstens sozial beeinflusste Situationen betrachten und zweitens die Beobachtung selbst eine sozial beeinflusste Situation darstellt. Ich wähle den Ausdruck *sozial beeinflusst*, um darunter auch jene Forschungsarbeiten zu fassen, in denen z. B. Allgemeinpsycholog_inn_en davon ausgehen, keine *soziale* Situation zu betrachten, weil sie beispielsweise das Wahrnehmen als allgemeinen – situationsunabhängigen – menschlichen Prozess verstehen. Mit Anwendung des oben beschriebenen Foucault'schen Verständnisses würde man jedoch davon ausgehen, dass sich Forschende, sobald sie eine Bezeichnung für ihre Forschungsgegenstände verwenden (z. B. *Kurzzeitspeicher* oder *Verarbeitungsressourcen*) in einem Diskurs bewegen, der von Menschen erzeugt, wiederholt und verändert wird. In dieser Perspektive ist jede noch so technisch-deskriptiv gemeinte Bezeichnung eine sozial-beeinflusste.

Eine queertheoretische Psychologie müsste also davon ausgehen, dass in jeder Situation, die sie betrachtet, Machtzusammenhänge eine Rolle spielen. Dies gilt entsprechend auch bezüglich Konzepten, die sie traditionell für rein deskriptiv hielt, wie z. B. *Zusammenarbeit des Kurz- und Langzeitspeichers*. Weiterhin müsste sie davon ausgehen, dass in ihrer eigenen Betrachtungssituation, Machtrelationen wirken. Sie müsste in beiden Fällen bestrebt sein, jene zu reflektieren und weiterhin emanzipatorisch darauf einwirken um Gleichberechtigung zwischen Menschen zu vergrößern.

Dem Foucault'schen Machtverständnis zufolge würde queertheoretische Psychologie die Wirkungen von Macht auch in den kleinsten Gesten, in allen Handlungen, in Einstellungen und Sprache erkennen; und dies sowohl in den Gesten der Betrachteten wie in denen der Betrachtenden. Forschende müssten also in ihrem Versuchsaufbau, in der Bezeichnung von Konzepten, in jeder Handlung gegenüber den Studienpartner_inne_n (und sei es im Einsatz eines Computers, um menschliche Handlungen zu reduzieren), in ihren Interpretationen usw. die Wirkungen mächtiger Diskurse und dessen, was intelligibel ist und was nicht, bedenken und problematisieren.

Weiterhin muss das Potential von Macht, Phänomene erst hervorzubringen, auf die konkrete Forschungsfrage bezogen thematisiert werden. Möglicher-

weise wird – gerade weil akademischer Forschung gesellschaftlich eine größere Glaubwürdigkeit zugeschrieben wird – durch die Formulierung der Fragestellung ein Konzept erfunden oder eine alte Erfindung wiederholt und gestützt, wodurch vornehmlich der Unterdrückung und weniger der Herstellung gleicher Chancen gedient ist. Ein Negativbeispiel beschreibt Parlee (1996), wenn sie festhält, dass – laut ihrer Analyse – die Psychologie bei der Identifikation des Geschlechts von Studienpartner_inne_n noch zu oft der externen Klassifikation folgt statt der selbstgewählten Eigenbezeichnung. Ein solches Vorgehen offenbart zahlreiche wirkende Machtverhältnisse und zeigt gleichzeitig die eingeschränkte Selbstreflexion von psychologisch so Forschenden.

Schließlich wäre die Perspektive zu implementieren, dass es keine Position außerhalb von wirkenden Machtverhältnissen gibt. Damit wäre der Versuch, eine solche neutrale Position anzustreben (selbst bei Akzeptanz, das Ideal praktisch niemals zu erreichen) fehlgeleitet. Es wäre eher angezeigt, einen sinnvollen Umgang mit der ständigen Beeinflussung durch Machtrelationen zu suchen, wobei auch *sinnvoll* noch zu definieren sei. Wenn beispielsweise ein_e bestimmte_r Forschende_r niemals vermeiden kann, dass sie_er aus einer weißen, europäischen Perspektive heraus arbeitet, in deren Umfeld akademisches Wissen besonders wertgeschätzt wird, weshalb sie_er ein gewisses Prestige und monetäre Mittel genießt, weshalb es ihr_ihm leichter fällt, andere Menschen zu definieren, als selbst fremdbestimmt zu werden, dann kann es *keine* Lösung sein zu versuchen, keine ethnische Prägung zu haben, ein Umfeld zu suchen, in dem Wissenschaft keine Bedeutung zugeschrieben würde, zu versuchen, einen Ort zu finden, an dem keine Einstellungen gegenüber Forschenden existieren, usw. Sinnvoll könnte hingegen sein, dass Forschende, wenn sie über ein Konzept sprechen (z. B. *Homosexualität*), konkretisieren, aus welcher europäischen, weißen, Mittelschichts-Perspektive sie sprechen, und die Tatsache der Fremddefinition mit ihren Machtauswirkungen thematisieren.

Einige Fragen, die sich Forschende stellen sollten, wären: Wer hat Vorteile durch die verwendeten Bezeichnungen, wer hat Nachteile? Wer bekommt z. B. eine günstigere/ mächtigere Position zugeteilt? Wer kann sich selbst definieren, wer nicht? Für welche Menschen funktioniert das verwendete Konzept

nicht? Über welche Menschen kann damit nichts ausgesagt werden? Welche Erklärung wird akzeptiert, welche nicht und warum? Butler (1990/2006) schreibt, dass es nicht problematisch ist, dass wir alle weiterhin in der Matrix der Macht operieren; problematisch ist vielmehr die unkritische Wiederholung von Dominanzbeziehungen. Sie empfiehlt deshalb, der Frage nachzugehen, wie die Konstellationen aufrechterhalten werden, in denen wir uns unweigerlich befinden, weil Kenntnis darüber Möglichkeiten zur Veränderung offenbart.

2.3.4 Anforderungen aus der Rolle der Sprache und Sprechakte

Die *Queer Theory* schreibt Sprache und Sprechakten eine besondere Rolle in der Hervorbringung von Phänomenen zu und dass sich gerade in Sprache Machtkonstellationen zeigen. In der vorliegenden Arbeit soll es nicht um mögliche Abgrenzungen von Sprache und Fragen, ob Zeichensprache dazu gehört oder nicht, gehen. Hier ist vielmehr relevant, dass *Queer Theory* als Erzeugnis aus den Kultur- und Sozialwissenschaften Sprache als vermittelndem Medium mehr Beachtung schenkt als anderen Medien, beispielsweise der physikalischen Konstellation von Einheiten zueinander. Stellen wir uns zur Illustration eine Situation mit zwei beteiligten Personen vor: Queere Analysen würden sich besonders dafür interessieren, welche vorkommenden Benennungen in der Interaktion eine Rolle spielen (und seien diese implizit), welche Geschichte und welchen aktuellen Kontext die Bezeichnungen haben, welche Sprechakte in der Situation vorkommen oder auch nicht vorkommen und welche Konsequenzen dies nach sich zieht, welche Bedeutungen durch welche Wortwahl evoziert wird usw.

Experimentalpsycholog_innen könnten sich nun für eine Reihe weiterer Aspekte in einer solchen Situation interessieren, die sie initial traditionell nicht als *sprachlich* begreifen würden. Sozialpsycholog_innen gehen beispielsweise in der Regel davon aus, dass sie verstehen müssen, wie Individuen ihre subjektive mentale Repräsentation einer Situation konstruieren, um deren Verhalten vorhersagen zu können (vgl. Fiedler & Bless, 2003). Sie interessieren sich

dann dafür, „wie Informationen enkodiert, gespeichert und aus dem Gedächtnis abgerufen werden, wie soziales Wissen strukturiert und repräsentiert wird und um welche Prozesse es geht, wenn Individuen zu Urteilen kommen und Entscheidungen fällen“ (Fiedler & Bless, 2003, S. 126). Die Gegenstände, die hier untersucht werden sollen, werden als Teile einer menschlichen kognitiven *Mechanik* verstanden. Sprache stellt nach diesem Verständnis hauptsächlich einen Inhalt dar, mit dem beispielsweise ein Schema gefüllt ist. So mag der kognitive Abgleich mit gespeichertem sozialen Wissen Sprache beinhalten, aber Experimentalpsycholog_inn_en würden den Prozess des Abrufens und Abgleichens als nicht-sprachlich verstehen.

Die queertheoretische Anforderung wäre nun zu bedenken, dass schon in der Beschreibung, worüber wir sprechen, Sprache das grundlegend konstruierende Element ist; dass es nicht möglich ist, dass sich zwei Forschende einigen, welches Phänomen betrachtet wird, ohne Sprache zu verwenden; dass jede Vermittlung an andere Menschen Sprache beinhaltet; dass jede Interaktion, z. B. die zwischen Forscher_in und Studienpartner_in, notwendiger Weise Sprache beinhaltet usw.; dass nach queertheoretischem Verständnis zwangsläufig in jeder solchen Situation Machtkonstellationen ihre Auswirkungen haben, nämlich dadurch, welche Zitationen verwendet werden und wofür, welche Bezeichnungen vermieden werden, wie Formulierungen gewählt werden usw. Passend zum obigen Beispiel müssten Experimentalpsycholog_inn_en nach queertheoretischem Verständnis reflektieren, wie sie die beteiligten Personen beschreiben. Werden z. B. soziale Kategorien wie Geschlecht, Ethnizität, Alter etc. genannt, und wenn ja, welche Aussage wird damit – und sei es implizit – gemacht? Werden solche Kategorien nicht vorgegeben und implizieren die Forschenden damit, dass sie universal über *den Menschen* sprechen? Wird vorausgesetzt, dass Lesende verstehen, was genau die Forschenden unter einem Konzept wie *Maskulinität* verstehen? Bezüglich jedem Wort und jeder Satzkonstruktion ist theoretisch Kritik angebracht. Das wiederum macht deutlich, dass es einen potentiellen Zielzustand der kritischen Betrachtung jedes Sprachaktes in einer Forschungssituation nicht geben kann; nicht nur aus praktischen Gründen (etwa, weil die Kapazitäten immer zu gering dafür wären), sondern auch prinzipiell, da für die Problematisierung von Bezeichnungen wiederum Sprache nötig ist, in der

sich wieder neue Dominanzauswirkungen zeigen würden. Daher lautet die queertheoretische Anforderung sicher *nicht* zu versuchen, jegliche Machtverstrickung aufzuspüren und zu reflektieren, geschweige denn zu eliminieren. Butler schreibt, das anzustrebende Ziel kann nicht das Aufhören von Wiederholungen sein – “as if it could be” (Butler, 1990/2006, S.44) –, sondern die Verschiebung von bisherigen Selbstverständlichkeiten. Dabei stellt sie immer wieder die Frage, wie es anders zu machen wäre und welche Wortwahl und Satzkonstruktion die bisherigen Regulierungen bzw. *regulativen Praktiken* unterwandert, ohne jemals den Anspruch der Vollständigkeit zu formulieren. Handelnde sollen sich nicht gelähmt fühlen und befürchten, es könnten problematische Begriffe niemals emanzipatorisch benutzt werden, weil sie aus einem Diskurs der Unterdrückung stammen würden und deshalb nur Unterdrückung wiederholen könnten. Vielmehr kann nach Aufspüren bestimmter sprachlich wirkender Machtrelationen durch eine veränderte Verwendung dieser Begriffe deren Bedeutung verschoben werden:

Das Argument, die Kategorie des *biologischen Geschlechts* sei das Werkzeug und die Wirkung von *Sexismus*, *Rasse* sei das Werkzeug und die Wirkung von *Rassismus*, das *soziale Geschlecht* existiere nur im Dienste des Heterosexismus, zieht nach Butler in diesem Sinne nicht nach sich, dass wir von derartigen Begriffen niemals Gebrauch machen dürfen, so als könnten diese Begriffe immer nur die unterdrückerischen Machtregime, von denen sie hervorgebracht werden, aufs neue festigen. Weil jedoch genau diese Begriffe in derartigen Regimen hervorgebracht und eingeengt wurden, sollten sie in Richtungen wiederholt werden, die ihre ursprünglichen Ziele umkehren und verschieben (Butler, 1993/1997, S. 175).

2.3.5 Anforderungen hinsichtlich Bedenken der Standpunkte, Historizität und Kontextabhängigkeit

Wenn aus der queertheoretischen Erinnerung, dass Phänomene historisch und kontextabhängig sind und immer von einem bestimmten Standpunkt

aus betrachtet werden, eine Anforderung an queer(end)e Experimentalpsychologie abgeleitet werden soll, dann besteht die einfachste Ableitung darin, dass Experimentalpsychologie diese Perspektive vertreten müsste. Konkreter fordert sich hier aber tatsächlich ein Umdenken auf grundsätzlicher Ebene. Nimmt man dies ernst, dürfen keine Phänomene bzw. Objekte mehr so untersucht werden, als wären sie universell gültig bzw. ahistorisch. Zum Beispiel verbietet sich dann die Metapher der kognitiven Mechanik des menschlichen Gehirns, die dieses als präkulturell erachtet (oder höchstens als durch die Kultur der Steinzeitmenschen geprägt, aber nicht durch unsere heutige). Wenn Sozialpsycholog_inn_en beispielsweise von den Verarbeitungsmechanismen für eingehende Informationen sprechen (vgl. beispielsweise Bless, Fiedler & Strack, 2004), dann formulieren sie dies, als wären es zwar gewachsene Strukturen (und über Jahrtausende durchaus von Interaktionen mit der Umgebung beeinflusst), die sich aber heute in einer bestimmten Form befinden, welche unabhängig von unseren aktuellen Erkenntnisversuchen ist. Dies ist die klassische realistische Perspektive, die aus queertheoretischer Sicht aufzugeben wäre. Hare-Mustin und Marecek (1990) formulieren ihr aus feministischer Sicht gefordertes Verständnis für die Psychologie so:

When we describe prior experience, our descriptions slide into narrative. The traditional narrative structures of temporal ordering and of logical cause and effect transform the chaotic nature of experience. Explanation, similarly, is not a mirror of the world but an assortment of pictures of the world that we create to connect one experience with another. Ultimately, our ideas about things, which are our theories, reveal our value system—how we view the world. (Hare-Mustin & Marecek, 1990, S. 3)

Besonders wichtig ist, dass Hare-Mustin und Marecek diese Einsicht nicht nur auf ihre Studienpartner_innen anwenden, sondern auch auf sich als Forschende. Sie erkennen also nicht nur an, dass beispielsweise Interviewpartner_innen in Erzählungen über ihre Vergangenheit ihre Erfahrungen unter der Idee berichten, dass Geschehnisse in kausalem Zusammenhang stehen müssen, und diese Erzählungen dann anders klingen, als wenn die Sprechenden eine

andere Idee über Zusammenhänge hätten. Sie erkennen auch an, dass dies auch auf jene zutrifft, die wissenschaftlich Wissen produzieren:

We are situated *knowers*, located within a dynamic social structure. It has become apparent that knowing is *relational*, that it is dependent on the person's participation and position within a community of would-be knowers. Knowing also is *historical*: it is a transitory process dependent on one's location within a temporally bound context. (Hare-Mustin & Marecek, 1990, S. 175)

Gleichzeitig konstatieren Hare-Mustin und Marecek explizit, dass dies mit dem klassischen Axiom bricht, "that the knower is separate from what is known" (Hare-Mustin & Marecek, 1990, S. 176). In der feministischen Psychologie war der geforderte Perspektivwechsel bezüglich Kontextabhängigkeit von Wissen – und gerade auch von wissenschaftlichem Wissen – schon vor der Publikation der später als queer bezeichneten Arbeiten ausgesprochen (siehe beispielsweise Riger, 1992; Unger, 1989).

Aus der Betrachtung von Phänomenen als lokal, temporär und situativ leite ich eine weitere Forderung an (psychologische) Forschung ab: Die Disziplin müsste ihre Differenzierung in sogenannte Grundlagen- und Anwendungsforschung überarbeiten. Die Feinheiten, an welchen Stellen diese Differenzierung zu welchen problematischen Auswirkungen führt, sollen hier nicht thematisiert werden. Ich möchte jedoch auf das grundsätzliche Problem hinweisen, dass unter queertheoretischer Perspektive nicht mehr davon ausgegangen werden kann, dass ein Forschungsbereich sich *Prinzipien* von menschlichem Denken, Empfinden und Verhalten widmen, während ein anderer sich mit *konkretem* Denken, Empfinden und Verhalten *in spezifischen Situationen* beschäftigen würde. Beispielsweise untersucht die *angewandte Psychologie* die Wirksamkeit eines bestimmten Anti-Diskriminierungsprogrammes an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit, während die psychologische *Grundlagenforschung* versucht, die universalen Mechanismen menschlicher Diskriminierung zu untersuchen. Mit der Ablehnung der Idee, dass irgendein Wissen ahistorisch sein könnte, muss folglich auch die Idee abgelehnt werden, dass auf dieser Basis Grundlagen- von Anwendungsforschung unterschieden werden könnte.

2.3.6 Dekonstruktion als Anforderung

Dekonstruktion an sich stellt ein Vorgehen dar, welches gleichzeitig sein eigenes Ziel implementiert hat. Bestehende Phänomene, die auf der Grundlage bestimmter Kriterien als benachteiligend beurteilt wurden, sollen dekonstruiert werden. Wohlgemerkt wird es immer eine lokale Strategie sein, die auf einem situativ gefällten Urteil fußt, weil es kein singuläres großes Ziel für Menschen gibt. Laut Perko (2005) erzeugen die Unterschiede zwischen handelnden Subjekten die Verschiedenheiten von Motivationen und Zielen. Zur Verdeutlichung ist vorstellbar, dass sich in einem umgrenzten Kontext die Kritik an *der Lesbe* und *dem Schwulen* als stabile Identitäten durchsetzt und eine queere Psychologie ihre Versuchsdesigns zur Dekonstruktion dieser Identitätskategorien einsetzt; dass in einem anderen Kontext jeder Mensch als ausschließlich heterosexuell verstanden wird, so dass die Dekonstruktion der dominanten Norm darin bestünde, die allgegenwärtige Heterosexualität durch die queerpsychologische Konfrontation mit homosexuellen Identitäten zu dekonstruieren. Die Strategie der Dekonstruktion offenbart also nicht, wie sie konkret aussieht, weil sie vom örtlich und zeitlich begrenzten, wirkenden Diskurs abhängt.

Wir können hier als Anforderung an queere Psychologie formulieren, eine dekonstruierende Psychologie zu sein. Dies bezeichnet aber eher einen Oberbegriff für Einzelstrategien. Bezogen auf Experimentalpsychologie wird Dekonstruktion im Konkreten etwas anderes darstellen als beispielsweise innerhalb der diskursiven Psychologie. In letzterer mag der Fokus einer Arbeit auf "unravelling and dissecting particular patterns of meaning, such as different ways of speaking and writing about homosexuality" (Clarke, Ellis, Peel & Riggs, 2010, p. 63) liegen, in der Experimentalpsychologie könnte man das Versuchsdesign so gestalten, dass eine interessierende Eigenschaft explizit als situativ gebildet und nicht essentialistisch aufgefasst wird. Auch würde es sich um Dekonstruktion handeln, wenn bei der Benutzung von Kategorien dieselben zum „Gegenstand einer Kritik an den ausschließenden Operationen zu ihrer eigenen Herstellung werden“ (siehe oben S. 32, Argument von Butler, 1993/1997, S. 312). Das hieße nicht, dass die Kategorien schon verändert wären. Vielmehr

hieße es, dass sie entselbstverständlich wären, was ein dekonstruierender Schritt wäre.

Insofern können hier keine Forderungen an die Psychologie gestellt werden, wie konkret welche vorherigen Setzungen dekonstruiert werden sollen. Vielmehr mündet die Forderung – wie die vorangehende schon – dahinein, nichts als gegeben hinzunehmen, sondern alles als Produkt von Wechselwirkungen zu verstehen. In Folge entsteht Verantwortung für die bestehenden Konstellationen – die Dominanz der einen Gruppen über andere ist damit keine sogenannte Naturtatsache –, zu der gleichzeitig die Möglichkeit von Positionen des Widerstandes gehört. Kontextbezogen sollen diese Positionen eingenommen und Dominanz dekonstruiert werden, obgleich für jede Konstellation das spezifische Handeln abgewogen werden muss. Burman konstatiert: “Deconstruction focuses on dominance, contradiction and difference: in highlighting the multiplicity of positions afforded by competing discourses and their contradictory effects, it enables us to envisage ways of disrupting the dominant discourse and to construct positions of resistance” (Burman, 1990, S. 209). Wie genau die Positionen des Widerstandes aussehen, ist jedoch situativ verschieden.

2.3.7 Zusammenfassung der Anforderungen an eine queer(end)e Experimentalpsychologie

Die Anforderungen an eine queer(end)e Experimentalpsychologie sind zahlreich und vielgestaltig. Keine Theorie, Hypothese und Erklärung, kein Untersuchungsdesign, keine Darstellungsweise von Ergebnissen und keine abgeleitete Aussage eines Experimentes sollte heteronormative Denkfiguren wie Zweigeschlechtlichkeit, den direkten Sex-Gender-Link oder normalisierte Heterosexualität unproblematisiert beinhalten. Situativ kann eine Wiederholung von heteronormativen Grundannahmen auch im queertheoretischen Sinne zu einem bestimmten Grad sinnvoll sein, wenn ein emazipatorischer Grund für die Wiederholung geliefert wird und diese nicht unproblematisiert bleibt. Darüber hinaus

können Werkzeuge der Experimentalpsychologie zur Heteronormativitätsanalyse anderer Phänomene angewendet werden.

Identitätskategorien sind als kulturell geformt aufzufassen und Forschende sollen nicht in essentialisierender Weise ein definierendes Kriterium von Identitätskategorien suchen. Aufgrund der mitliefernden Festschreibungen sind Identitätskategorien kritikwürdig, doch ist situativ zu begründen, ob eine temporäre Verwendung tragbar ist. Nicht die Auflösung aller Identitätskategorien ist das Ziel, sondern die Nicht-Wiederholung von Festschreibungen, welche aus queertheoretischer Sicht oft über die Dekonstruktion von stabilen Identitäten funktioniert. Die situierte Verwendung von Identitätskategorien kann auch emanzipatorische Wirkung haben. Die Experimentalpsychologie darf keine Kategorien als natürliche begreifen und die Übernahme von Kategorien aus anderen Disziplinen bedarf des Mittransports der Voraussetzungen dieser Kategorisierungen. Unproblematisch sind Kategorisierungen, die explizit situativ sind, wie *jene, die Fragebogen A ausgefüllt haben*. Problematisch sind Kategorisierungen die als zeit-, ort- und/oder kontextlos erscheinen. Erstrebenswert sind Kategorisierungen, die gleichzeitig ihre Differenzierungskriterien problematisieren können und so ihre Bedingungsabhängigkeit demonstrieren. Jede potentielle Identitätskategorie (auch vor der Frage, ob eine Person diese als relevante Selbstkategorisierung erachtet) muss intersektional betrachtet werden. Da nicht von einer Geschlechtergruppe zu sprechen ist, ohne gleichzeitig etwas über ethnische Zugehörigkeit, Klassenzugehörigkeit, Fähigkeiten und Alter zu sagen, muss genau beachtet werden, über wen etwas (nicht) ausgesagt wird. Bei genauerer Kenntnis kann die Aussage auf bestimmte Gruppen fokussiert werden. Die Verschränkungen der Differenzachsen sind beim Versuchsaufbau, beim Material und allen Ableitungen zu reflektieren. Auch ist es erstrebenswert, bei der Benutzung von Kategorien gleichzeitig die sie herstellenden ausschließenden Operationen zu beachten.

Keine Bezeichnung und Beschreibung kann rein deskriptiv sein. Experimentalpsycholog_inn_en müssen sich der Diskurse, in denen sie sich bewegen, bewusst sein und versuchen, die mittransportierten Machtgefälle in Formulierungen, Gesten und Konfigurationen zu problematisieren. Variablen und Beurtei-

lungsachsen sollen so gewählt werden, dass sich Gleichberechtigung zwischen Menschen vergrößert, nicht verkleinert. Die machtbezogenen Auswirkungen des eigenen Untersuchungsdesigns werden kritisch reflektiert. Das Potential, durch Forschung Phänomene erst hervorzubringen, wird scharf beobachtet und die Gestalt der eigenen Konstruktionen ebenfalls daraufhin geprüft, dass sie Gleichberechtigung zwischen Menschen vergrößern. Es wird nicht versucht, eine neutrale Position zu finden, sondern selbstreflexiv mit der unweigerlichen Verstrickung in Machtverhältnisse umgegangen. Helfende Fragen können sein: Wer hat Vorteile durch die verwendeten Bezeichnungen, durch das Studiendesign, wer hat Nachteile? Wer bekommt eine günstigere/ mächtigere Position zugeteilt? Wer kann sich selbst definieren, wer nicht? Für welche Menschen funktioniert das verwendete Konzept nicht? Über welche Menschen kann damit nichts ausgesagt werden? Weiterhin kann Experimentalpsychologie eingesetzt werden um herauszuarbeiten, welche Konstellationen welche Dominanzbeziehungen aufrechterhalten und wo sich Möglichkeiten der Veränderung ergeben.

Sprache ist als ein zentraler Dreh- und Angelpunkt für die Herstellung von Gestalten zu erachten. Forschende sollten in jeder Beschreibung Sprache als grundlegendes konstruierendes Element begreifen und ernst nehmen, dass es keine Kommunikation ohne mitwirkendes Zeichensystem gibt. Dies betrifft die Kommunikation unter Kolleg_inn_en wie auch zwischen Forschenden und Studienpartner_inne_n. Entsprechend sind all diese Interaktionen notwendigerweise von Machtkonstellationen und deren Auswirkungen durchzogen. Die Wirkungen davon, welche Zitation verwendet wird, welche nicht, welche Bezeichnungen, welche nicht, sowie der Art und Weise von Formulierungen, müssen reflektiert und über sie entschieden werden.

Keine Phänomene können als universell gültig oder ahistorisch beschrieben werden; jede Aussage bezieht sich auf einen bestimmten Standpunkt. Es sollte konstruktiv damit umgegangen werden, dass Theorien und Aussagen unausweichlich Werte und Perspektiven spiegeln. Dies gilt für Studienpartner_innen wie Forschende gleichermaßen. Alle Phänomene werden als bedingungsabhängig begriffen. Dann verbietet sich beispielsweise auch die Metapher der kognitiven Mechanik unseres Gehirns. In Folge müsste Psychologie ihre

Differenzierung in sogenannte Grundlagen- und Anwendungsforschung überarbeiten, da Grundlagenaussagen ebenfalls nur situiertes Wissen beinhalten.

Insgesamt sollte Chancengleichheit zwischen Menschen vergrößert und Machtgefälle und Normierungen verringert werden. Dafür eignet sich gelegentlich die Strategie der Dekonstruktion. Queer(end)e Experimentalpsychologie kann sich durch ihre Studiendesigns an der Dekonstruktion bestehender einschränkender Normen und Essentialisierungen beteiligen. Nicht jede Dekonstruktion ist besser als keine Dekonstruktion. Es muss situativ abgewägt und entschieden werden, warum welche Ziele verfolgt werden. Die Strategie der Dekonstruktion hängt vom örtlich und zeitlich begrenzten, wirkenden Diskurs ab. Schon eine erwirkte Entselbstverständlichung ist ein dekonstruierender Schritt. Diese Anforderungen werden im Folgenden mit dem klassischen Vorgehen der Experimentalpsychologie konfrontiert.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

